

Straßenkreuzer

DAS SOZIALMAGAZIN

Ausgabe 4/2005

www.strassenkreuzer-online.de • Erscheinungsweise: fünfmal im Jahr



G@

Stadt-Geschichten



H@

EUR 1,60

davon 90 Cent für
die/den Verkäufer/in!

Leere Seiten sind kein Dateifehler.

Um die Dateigröße zu minimieren, wurden hier die Anzeigen entfernt.

egal, wie man zur Fußball-WM (der Männer) 2006 steht: ihr entkommt schon jetzt keiner. Weder dem dicken Ball auf dem Hauptmarkt, noch den riesigen städtischen Plakaten (auf denen Fußball beharrlich falsch geschrieben ist). Natürlich wurde das rund-erneuerte Stadion brav bezahlt und fürs Promi-Kicken werden die besten Plätze geräumt.

Natürlich gibt es auch unter Wohnungslosen und Armen viele Fußballfans. Daher war die Begeisterung groß, als der erste »Cup der guten Hoffnung« an einem Sommer-Samstag von 9-15 Uhr auf dem Sportplatz an der Deutschherrnstraße herausgekickt wurde.

Obdachlose, Sozialarbeiter, Journalisten, Bewohner aus betreuten Häusern und Pensionen, von Heilsarmee, Stadtmission und Caritas, Besucher der Wärmestube und auch eine Straßenkreuzer-Mannschaft waren mit viel Spaß dabei und bewiesen, dass dieser so schwer kommerzialisierte Sport sehr menschliche Seiten zeigen kann.

Achim Janowski, Leiter der Heilsarmee, hatte extra eine Trommel mitgebracht, um die Teams anzufeuern. Schön war's also, lustig, friedvoll und so herrlich normal. Ein paar Stunden »wie in echt« mit Fans, die jubeln und Teams, die alles gaben.

Bis dann die Polizei kam und Achim Janowski das Trommeln verbot. Ein Nachbar hatte sich über den Lärm beschwert.

Jetzt grübeln wir: Ist die WM nächstes Jahr in Nürnberg gefährdet, weil die Fans nur in Zimmerlautstärke dabei sein dürfen? Wird es also keine Leinwände für die Massen geben, keine Straßenpartys (bis tief in die Nacht) und keine Hupkonzerte?

Oder hat sich der Protest ausschließlich auf die Sozial-Kicker bezogen, die, zugegeben, überhaupt nicht dem Bild hoch bezahlter Bundesligisten entsprechen? (Obwohl: Die Profis kriegen ihre Trikots auch gesponsert ...)

Ach, Nürnberg, überlege, welche Variante das größere Armutszeugnis für dich wäre! Vorurteile und Nachbarschaft, um Toleranz und ihre Grenzen, um Stadt und ihre Entwicklung geht es jedenfalls in diesem Heft. Wir wünschen Ihnen viel Freude beim Lesen – und wenn's Ihnen gefällt, dann trommeln Sie ruhig in der Nachbarschaft für unser Magazin!

Das Turnier hat übrigens die Stadtmission gewonnen. Das Straßenkreuzer-Team (siehe Foto) belegte den 6. Platz und sucht einen ehrenamtlichen Trainer, um nächstes Jahr vorne dabei zu sein. Kontakt über die Redaktion des Straßenkreuzers.

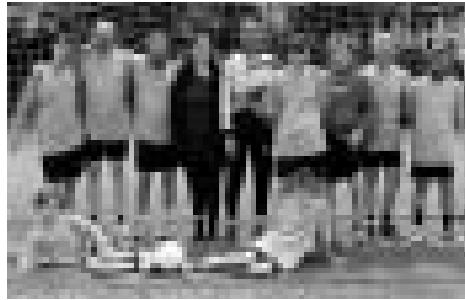


Foto: Gerd Grimm

FOTO: NONBERTI QUARTRO



Ilse Weiß
Chefredakteurin

Der Straßenkreuzer ist eine Zeitschrift, die Menschen in sozialer Not hilft, sich selbst zu helfen. Die Zeitschrift wird von Wohnungslosen und Armen auf der Straße verkauft. Vom Verkaufspreis 1,60 Euro behalten sie 90 Cent.

Der Straßenkreuzer ist ein vor allem ehrenamtliches Projekt, in dem sozial engagierte BürgerInnen aus vielen Berufen arbeiten. Die Zeitschrift wird von professionellen JournalistInnen, Fotografen und Grafikern erstellt.

Der Straßenkreuzer e.V. finanziert sich durch den Verkauf der Zeitschrift, durch Anzeigen und Spenden.

Der Verein ist als mildtätig anerkannt. Spenden sind steuerlich absetzbar. Spendenkonto: LIGA Spar- und Kreditgenossenschaft eG Konto 105 119 332, BLZ 750 903 00

Bitte kaufen Sie den Straßenkreuzer nur bei VerkäuferInnen, die ihren Ausweis deutlich sichtbar tragen. Der Straßenkreuzer wird nicht an der Haustür verkauft.

Bei Fragen zu VerkäuferInnen wenden Sie sich bitte an den Vertrieb in der Wärmestube Nürnberg, Köhnstraße 3, Tel. 0911/431 98 23, Di-Fr 10.15-12 Uhr

Wer Interesse an einer Mitarbeit am Straßenkreuzer hat, ist eingeladen zu unserer öffentlichen Redaktionssitzung am Dienstag, 30. August, um 19 Uhr.

**Straßenkreuzer e.V.
Glockenhofstraße 45
90478 Nürnberg
Telefon 0911/459 76 36
Fax 0911/431 86 71
Di, Mi, Do 9-13 Uhr
strassenkreuzer@t-online.de
www.strassenkreuzer-online.de**

Hört, hört! 4
»strassenkreuzer vier« klingt an

Die tun was 4
Smaragdeidechsen und Spendenfrösche für Stadtmenschen

Momentaufnahme 5
Winfried Sattler: Wieder selbst durchs Leben gehen

Titel Stadt-Geschichten

»Wir müssen ausschließen, dass Armuts-Gettos entstehen« 8
Hans-Joachim Schlöbl, der Chef des Nürnberger Amtes für Wohnen und Stadterneuerung, im Interview

Lust und Frust in der Denisstraße 10
Pflastersteine, Strand & Co.

Gostanbul gibt's nicht mehr 14
Eine Kneiptour durch die Denisstraße mit ernüchternden Einsichten

Stadt-Viertel Gostenhof: Außerhalb, alt, anders 16
Woher stammt das besondere Flair von Gostenhof?

»Eine Sensibilisierung für die Thraker ist entstanden« 18
Dennoch sind sie ein unbekanntes Volk

Hütten bauen und Respekt lernen 20
Ein kleines Stück intakte Kindheit

Buchkritik 23
Tobias Falberg:
Das Mädchen Dasia

Was uns bewegt 24

Schreibwerkstatt 26

Fotograf im Portrait 28
Michael Jostmeier

Hintergrund Besuch auf dem Arbeits(losen)markt 30
Ein halbes Jahr nach dem Beginn der gewaltigen Arbeitsmarktreform

Dabei sein wie alle 32

Standpunkt 33
Oliver Bottini: Keine Lebensmittelvergiftung im Vatikan

Nachgezeichnet Das Kreuzerrätsel 35

Ein Gedicht 38
Kochen mit Jochen

Mein Gesicht 38
Thomas Beyer
AWO-Landesvorsitzender

Impressum 36

Hört, hört!

»strassenkreuzer vier« klingt an



■ Nicht nur in Wort und Bild verschafft sich unser Magazin Gehör, sondern auch in Form der jährlich erscheinenden CD. »strassenkreuzer vier« befindet sich bereits mitten in der Produktion. Musiker aus Mittelfranken verschiedenster Genres spenden exklusiv für den Straßenkreuzer produzierte Stücke. Kleine Momentaufnahme der bereits bestätigten Acts gefällig? Ex-Goldene-Zitronen-Drummer Enno Palucca, die Nachwuchs-Hoffnung Projekt Caravelle, der Liedermacher Gymmick, das Gostenhofer Gospel Project der Heilsarmee Sozialwerk Nürnberg, die Folker Schlitzohr, die Deutsch-Pop-Künstlerin Conny Kohle, die Alternativ Rocker Shed, die Country-Folker The Grand Paradiso, die Country-Rocker Marshall Brainstorm, die Sixties-Trash-Pop-Band Sonic Flowers, DJ Ekki Elétrico von der Wildstyle-Party im Hirsch, Sängerin Felicia Peters, die Elektroniker Die Perlen, Frankens HipHop-Chef Cronite und Elvis-Imitator Ski. Selbstredend bastelt unser »Hausfotograf« Michael Matejka bereits wieder an einem spektakulären Cover-Fake.

Schon mal vormerken: CD-Präsentation ist am 4. November im K4-Zentralcafé – mit Marshall Brainstorm (Bild oben), Enno Palucca, Sonic Flowers, Projekt Caravelle und dem DJ-Team von High-On-The-Hill-Club.



Heimische Gewächse: Reinhard und Elisabeth Bühlmeier mit einer (harmlosen) Würfelnatter. Während das Ehepaar gerne angelt, stellt die Natter im Wasser Amphibien und Fischen nach.

Smaragdeidechsen und Spendenfrösche für Stadtmenschen

»**WOCHENEND UND SONNENSCHNEIN, UND DANN...?**«. Raus aus der Stadt, aber nicht zu weit, kostengünstig soll's sein und außerdem muss es auch Kindern gefallen. Das gibt's nicht? Doch!

■ Das »Freilandaquarium und Terrarium Stein« liegt nicht nur idyllisch im Rednitzgrund, sondern hat enorm viel Flora und Fauna zu bieten. Ganz umsonst und dank engagierter ehrenamtlicher Helfer immer in bester Verfassung.

Die Naturhistorische Gesellschaft hat sich vor 75 Jahren zum Ziel gesetzt, »die Natur dem Städter näher zu bringen«. Mit der Errichtung des Freilandaquariums und Terrariums Stein ist ihr das voll gelungen. Rund 16 freiwillige tatkräftige Mitarbeiter/Innen bringen ungezählte Stunden und großes Fachwissen in die Betreuung der großen Anlage ein. Über 20 Terrarien und Aquarien beherbergen heimische Lurche, Molche und Nattern, Hechte, Karpfen und viele andere Fische, dazu Sumpf- und Wasserpflanzen und duftende Kräuter im Garten.

Alles sieht nach großem Arbeitseinsatz aus. »Das ist kein Opfer«, winkt die Tochter des Vorsitzenden Schirmer ab, die längst selbst aktiv dabei ist. Ehepaar Reinhard und Elisabeth Bühlmeier, die seit Jahren mitarbeiten und viele Wochenenden investieren, finden es sogar selbstverständlich, dass »Gustav«, die schillernd-grüne Smaragdeidechse, jedes Jahr bei ihnen zu Hause überwintern darf.

Die Anlage finanziert sich durch Spenden, Futter wird, soweit wie möglich, selbst gezüchtet. Während der Öffnungszeiten sind jeweils zwei Leute vor Ort, die für alle Fragen und Probleme da sind.

Der Eintritt in die Anlage ist kostenlos, aber ein »Spendenfrosch« am Eingang freut sich über »Futter«. Übrigens: an Natur und Tieren interessierte Helfer ab 18 sind willkommen.

Emma Mayer



Freiland-Aquarium und Terrarium Stein, Heuweg 16
 Öffnungszeiten: 1. Mai bis 30. September
 Samstag, Sonntag, Feiertag von 9.00 bis 18.00 Uhr
 Gruppen und Schulklassen sind auch unter der Woche nach
 Voranmeldung willkommen.

Auskünfte erteilt die Naturhistorische Gesellschaft Nürnberg
 unter Teil. 0911/227970, Fax 2447441

Wieder selbst durchs Leben gehen

WER OHNE FESTE ARBEIT DASTEHT ODER GAR OHNE WOHNUNG, HAT NICHTS – AUSSER VIEL ZEIT. KÖNNTE MAN MEINEN.

Schlagen solche Zeitgenossen vielleicht die Stunden tot, während andere ihren Tag meistern müssen? Oder entrinnt ihnen das Leben mit der Zeit? Straßenkreuzer-Verkäufer, Wärmestuben-Besucher und »Habenichtse« legen ihr Zeitbudget schonungslos offen:

■ Winfried Sattler ist dieses Jahr 50 geworden. Doch er fühlt sich seit einem schweren Schlaganfall vor einigen Monaten »wie ein alter Mann«. Nach Klinik und Reha ist er nun auf einen Gehwagen angewiesen, weil die Beine nicht so wollen, wie sie sollen. Aufgeben ist aber nicht seine Sache. Vor allem nicht wegen seiner beiden Kinder. So hofft er, dass »mit der Zeit« manches in seinem Leben und mit seiner Gesundheit ein wenig besser wird ...

Was machen Sie mit Ihrer Zeit?

Im Moment verkaufe ich den Straßenkreuzer, dazu reicht meine Energie gerade. Ich kann mir das einteilen, wie ich's schaffe. Meistens stehe ich ab mittags in der Innenstadt und verkaufe bis abends. Es macht Spaß, unter Leuten zu sein. Ich hab durch meinen Gehwagen auch tolle Erlebnisse. Da kommen zum Beispiel junge Leute, drücken mir die Hand und nehmen Anteil. Das spür ich.

Wie leben Sie und Ihre Familie?

Ich habe inzwischen ein Zimmer bei der Heilsarmee in der Gostenhofer Hauptstraße. Wo meine Frau ist, weiß ich nicht. Meine beiden Kinder sind fünf und vier Jahre alt und leben in einer Pflegefamilie. Gott sei Dank geht es ihnen dort wirklich sehr gut. Das sind tolle Leute, die für sie sorgen. Sie haben mich sogar mit den Kindern im Krankenhaus besucht.

Wann ist das mit dem Schlaganfall passiert?

Das war ein großer Schlaganfall. Ende Februar. Mir ist nachts plötzlich schwindlig geworden. Ich konnte mich noch in eine benachbarte Pizzeria schleppen. Die haben gleich den Notarzt alarmiert. Sechs Wochen lag ich im Südklinikum, war 14 Tage nicht ansprechbar. Die Schwestern und Pfleger dort waren toll. Danach neun Wochen Reha. Ich hab in dem Moment, als es passiert ist, nur gedacht, »hoffentlich seh ich meine Kinder noch mal«.

Wie haben Sie vor der Krankheit gelebt?

Ich bin schon lange krank. Früher war ich ein fantastischer Handwerker. Doch, wirklich. Mit zwölf hab ich angefangen zu arbeiten.

Hab gelernt, Böden zu verlegen, hab Möbel gebaut, Installationen, alles. Später hab ich an Autos gebastelt. Meine Eltern hatten nicht viel, das war schon okay. Ich hab mich durchgekämpft, mein Abitur beim Bayernkolleg Schweinfurt gemacht, bei Siemens gearbeitet. Wurde entlassen, hab mich selbständig gemacht: Autohandel mit Reparaturen. Aber ich war halt nicht geschützt beim Arbeiten mit Lösungsmitteln und Lack. Nach sechs Jahren war ich krank. Autoimmunschwäche heißt das. Jahrelang hatte ich unglaubliche Kopfschmerzen.

Wie soll es weitergehen?

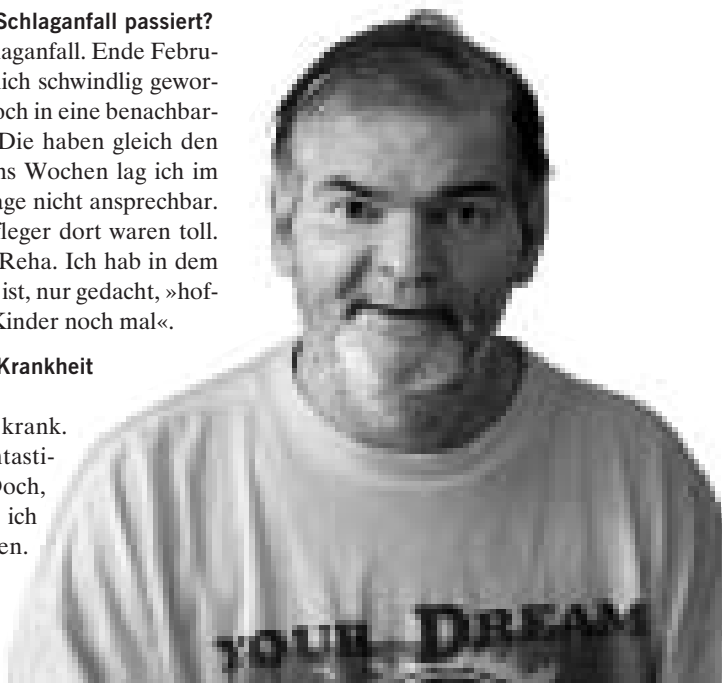
Ich geh meinen Weg weiter und mach mir keine Gedanken. Der Rest kommt schon.

Welchen »Rest« wünschen Sie sich?

Mein Leben aktiv und gesund zu leben und meine Tochter und meinen Sohn aufwachsen sehen. Ich bin so froh, dass ich sie regelmäßig sehen kann und dass sie's so gut haben. Meine Kinder geben mir viel Kraft.

Ich möcht mir ein bisschen was leisten können und nicht nur in den Tag hinein leben. Deshalb verkaufe ich auch den Straßenkreuzer. Schon lange beschäftige ich mich mit asiatischer Lehre und da ist ein Satz, an den ich fest glaube: »Eine neue Ordnung kann nur aus einem Chaos entspringen.«

Text/Foto: Ilse Weiß



... für das Sozialmagazin im Netz

Seit fünf Jahren sind Astrid Seng (links) und Sybilla Weidinger (rechts) beim Straßenkreuzer allgegenwärtig – auch wenn beide bisher nicht zu sehen waren. Höchste Zeit, das zu ändern!

Sybilla Weidinger (40) finanziert von Anfang an den Internetauftritt des Straßenkreuzers, Astrid Seng (41) sorgt dafür, dass unser Magazin auch im Netz (möglichst) auf dem aktuellen Stand ist – und einfach per Mausclick auf der ganzen Welt gelesen werden kann.

Die Klammer macht schon Sinn: Die beiden Selbständigen – Designerin und PR-Fachfrau – sorgen schließlich »ganz nebenbei« und ehrenamtlich dafür, dass der Straßenkreuzer online präsent ist.

»Ich wollte mich sozial engagieren, habe aber ein Zeitproblem, deshalb mache ich das auf diese Art«, begründet Sybilla Weidinger ihr finanzielles Engagement.

Astrid Seng muss dagegen regelmäßig Zeit aufbringen, um jede neue Ausgabe ins Netz zu stellen oder Veranstaltungen wie die CD-Release-Party online zu präsentieren. Warum sie diese Stunden investiert?

»Weil's mir gut geht und anderen schlecht«, sagt sie. Eine klare Einstellung, die auch ihre Arbeitskollegin Isabel Morales Ray teilt: Mit ihrem »isa-projekt« war die Spanierin auf der letzten Straßenkreuzer-CD mit einem exklusiven Stück und natürlich ohne Gage vertreten.

Naheliegender, dass Morales Rey und Seng im echten Berufsleben gerne Seiten für Musikerinnen wie Felicia Peters gestalten (women-in-action.de), aber auch Print und Plakatives liefern.

Schön, dass auch der Straßenkreuzer seinen Platz im Budget der Freiberuflerinnen behält. Demnächst soll der Auftritt sogar »relauncht«, also modernisiert werden. Fünf Jahre sind im Internet eben eine lange Zeit – danke!



Mehr Infos: www.weidinger-plus.de
www.green2blue.de
www.strassenkreuzer-online.de



Stadt-Geschichten

Chancen und Grenzen guter Nachbarschaft am Beispiel der Denisstraße

Die Denisstraße in Gostenhof ist 660 Meter lang. Das ist natürlich kein Grund, ausgerechnet diese Straße und ihre Bewohner zum Schwerpunkt einer Straßenkreuzer-Ausgabe zu machen. Doch die Denisstraße ist so gewöhnlich und gleichzeitig so besonders, dass sie hervorragend geeignet ist, stellvertretend für viele andere Straßenzüge einer Stadt zu zeigen, was für gute Nachbarschaft nötig ist, warum es fatal ist, wenn manche Probleme anwachsen und wohin Stadtentwicklung im Idealfall führen soll.

Ein Stück der Denisstraße, vom Osten aus gesehen bis zur Preißlerstraße, gehörte vor rund 20 Jahren zum allerersten Stadterneuerungsgebiet in Nürnberg. Städtebauliche Missstände wie zu wenige Grünflächen oder mangelhafte Bausubstanz sollten damals beseitigt werden. Wer heute durch die Straße geht, sieht den Unterschied tatsächlich: Im Osten schön renovierte Wohnungen, je weiter man nach Westen kommt, desto einfacher werden viele Häuser. Ganz hinten, am Ende der Straße, leben seit einigen Jahren auch viele türkischstämmige Muslime aus Thrakien, einer armen Region in Griechenland.

Nun mag diese lange Bezeichnung der Volksgruppe schon unständig klingen. Richtig kompliziert wird es, wenn man über diese Menschen mehr erfahren und berichten will. Schon lange hat uns Straßenkreuzer-Journalisten kein Thema mehr so intensiv beschäftigt wie das der türkischstämmigen Thraker.

Weniger, weil es massive sprachliche und kulturelle Hürden gibt.

Sondern vielmehr, weil es so schwierig scheint, all diese Dinge benennen zu dürfen, um auf diese Weise deutlich für Hilfe und Veränderung zu plädieren.

Denn etliche thrakische Familien leben in primitiven, heruntergekommenen Häusern, sie sprechen oft kein Deutsch und sind Analphabeten.

Das lässt sich nicht als buntes Steinchen im Vielvölkerstadtteil schönreden, Multi-Kulti-Romantik wäre hier fehl am Platz. So eine Verniedlichung würde zudem bei den Nachbarn, die damit nicht zurechtkommen (können), ihr unerträgliches Gefühl der Ohnmacht verstärken.

Aber wenn man die Dinge benennt, und dabei anmahnt, dass den Er-



wachsenen und besonders den Kindern und Jugendlichen dringend geholfen werden und gleichzeitig ihre Integrationswilligkeit eingefordert werden muss, dann läuft man leicht Gefahr: nämlich die muslimischen Thraker zu stigmatisieren, selbst als ausländerfeindlich dazustehen bzw. genau solche Tendenzen zu schüren.

Also sollten wir besser schweigen und abwarten, was passiert – oder auch nicht passiert?

Wir haben uns anders entschieden und wollen den Menschen und der Vielfalt dieser Straße, ihren Problemen und Freuden als ein Beispiel unter vielen »Stadt-Geschichten« Frei-Raum geben.

So schildern auf den folgenden Seiten Bewohner »ihre« Straße, beschreiben Experten die Geschichte Gostenhofs und die Entwicklung anderer Nürnberger Viertel, berichten Mitarbeiter in Einrichtungen an und in der Nähe der Denisstraße über ihre Arbeit, erzählen schließlich auch Thraker über Sorgen und Sehnsüchte.

Wie passend, dass der Namensgeber der Denisstraße belegt, dass sich Vorurteile immer als dumm-egoistisch entlarven: Paul Camille Denis

studierte in Paris und arbeitete danach in Bayern als Ingenieur. Er unterstützte die demokratische Opposition und wurde, nachdem er am Hambacher Fest teilgenommen hatte, strafversetzt. Doch Denis blieb sich treu, daher drohte ihm eine Anklage wegen »Verunglimpfung der höchsten Staatsbehörden« und so ging er nach England und Amerika.

Nach seiner Rückkehr 1835 baute er die erste deutsche Eisenbahn zwischen Nürnberg und Fürth. Prompt bekam er von der »höchsten Staatsbehörde« Bayerns, dem König, den Adelstitel »von Denis«. Er starb 1882.

»Seine« Denisstraße zeigt auf ihren 660 lebendigen Metern, dass es sich lohnt, miteinander ins Gespräch zu kommen.

Text: Ilse Weiß; Foto: Gerd Grimm

»Wir müssen ausschließen, dass Armuts-Gettos entstehen«

STADTERNEUERUNG BEDEUTET, DIE ZUKUNFT DER QUARTIERE MITZUGESTALTEN. Was die Stadt dafür unternimmt, warum z.B.

Gostenhof kein Glasscherbenviertel mehr ist, aber der Rennweg ein Problem werden könnte und wie verschiedene Bevölkerungsgruppen für »ihr« Viertel gewonnen werden, beschreibt Hans-Joachim Schlößl, der Chef des Nürnberger Amtes für Wohnen und Stadterneuerung, im Interview



Straßenkreuzer: Herr Schlößl, Stadterneuerung ist schön, wenn sie gelungen ist. Wie misst Ihr Amt denn den Erfolg solcher Programme?

Schlößl: Das ist nicht ganz einfach. Es geht ja auch um das subjektive Empfinden in solchen Stadterneuerungsgebieten, um Image. Gostenhof zum Beispiel wurde immer mit Glasscherbenviertel gleichgesetzt. Zu messen, wie sich das Image dort verändert hat, ist äußerst schwierig. Sie können es mit Zahlen versuchen, etwa mit dem Anteil der dort lebenden Ausländer. Davon ist man zum Glück weggekommen, weil man gelernt hat, dass z.B. die Ausländerquote erst mal gar nichts über einen Stadtteil aussagt. Ich glaube deshalb nicht, dass es Indikatoren gibt, die wirklich eindeutig belegen, was man erreicht hat.

SK: Wäre möglicherweise der Zuzug so genannter besserer Schichten so ein Indikator?

Schlößl: Sicher, Zuzug hängt unmittelbar mit dem Image eines Stadtteils zusammen. Das jeweilige Image zieht Bevölkerungsgruppen an oder stößt sie ab.

SK: Jeder Zuzug heißt aber auch, dass andere Menschen wegziehen. Bedeutet Stadterneuerung das Abdrängen von Armut in andere Stadtteile?

Schlößl: Wir haben in Nürnberg sicher keine Stadterneuerung, die darauf abzielt, ein Viertel plötz-

lich wertvoll und edel zu machen. Es geht vielmehr um Nuancen zur Stabilisierung. Wir wollen, dass Stadtteile nicht nach unten abrutschen. Wir wollen sie allenfalls im Niveau heben. Das bedeutet jedoch auf keinen Fall, dass alle Bewohner ausziehen müssen.

SK: Ist Gostenhof also Gostenhof geblieben?

Schlößl: Das würde ich so sagen. Wir haben das sogar untersucht. Wir haben festgestellt, dass viele Menschen innerhalb des Quartiers umgezogen sind, dass aber z.B. der Anteil der Ausländer unverändert blieb. Was sich aber geändert hat, ist der Stellenwert des Viertels innerhalb der Stadt Nürnberg. Niemand spricht mehr vom Glasscherbenviertel Gostenhof-Ost, dem einst vergessenen Gebiet hinter dem Plärrer. Heute gibt es dort Kneipen, Läden – man lebt dort gerne und geht dort gerne einkaufen.

SK: Wir leben seit Jahren mit Massenarbeitslosigkeit. Wie belasten solche ökonomischen Faktoren die Entwicklung von Stadtteilen?

Schlößl: Das ist eines der ganz prägnanten Probleme. Früher fand Integration über den Arbeitsmarkt statt. Das heißt, die Leute kamen hierher, weil sie Arbeit suchten und fanden. Heute haben immer mehr Menschen keine Arbeit und vor allem sind Migranten davon betroffen. Die Quartiere erhalten dadurch einen

ganz anderen Stellenwert bei der Integration. Die findet nun im Wohnviertel, nicht mehr am Arbeitsplatz statt. Die Leute halten sich mehr im Quartier auf, weil sie ja zwangsläufig Zeit haben. Das trifft auch auf Jugendliche zu, die dann – subjektives Empfinden der Bevölkerung – »rumlungern«. Das Quartier muss jedenfalls mehr Probleme bewältigen als früher.

SK: Und Stadterneuerung heißt nicht mehr »Schöner wohnen«, sondern »Soziale Stadt«.

Schlößl: »Stadt- und Ortsteile mit besonderem Entwicklungsbedarf – die Soziale Stadt« heißt der komplette Titel des entsprechenden Bund-Länder-Programms. Wir dürfen mit den öffentlichen Geldern viel mehr tun. Früher hieß es: Investitionen. Das war der Platz, das Haus, die Infrastruktur. Die heutigen Maßnahmen sind ein bunter Reigen: Soziales, Grün, Kultur, Bildung – alles, was Stadtleben ausmacht.

SK: Und die Kräfte des freien Marktes mischen auch feste mit und bestimmen die eigentliche Entwicklung eines Stadtteils.

Schlößl: Ja, Gott sei Dank haben wir ein nicht ins Detail reguliertes Marktgeschehen. Wir sind doch schließlich darauf angewiesen, dass Private in der Stadt Nürnberg investieren. Dass sie ihre Häuser in Stand halten, modernisieren, dass sie neue bauen. Wir können nur Hilfestellung leisten, für den

öffentlichen Raum etwas tun, für die Infrastruktur. Wir können schauen, dass Kindergärten und Schulen in Ordnung sind. Dann kommt auch das Kapital. Es ist der Sinn von Stadtsanierung, private Investitionen anzuregen. Es kann nicht darum gehen, nur den Status quo zu halten. Stadt muss lebendig sein.

SK: Und wenn plötzlich Immobilienpreise in bestimmten Gegenden nach oben schießen – solche Zeiten gab es zumindest schon –, hat die Stadt dann Möglichkeiten, um regulierend einzugreifen?

Schlößl: Es gab viele solcher Instrumentarien: Vorkaufsrechte, Erhaltungssatzungen und Ähnliches. Wenn man es nüchtern betrachtet, muss man sagen, dass damit auch nicht die erhofften Erfolge erzielt wurden – politisch und verwaltungstechnisch. Und zurzeit sehen wir, dass – obwohl wir ja eine wachsende Stadt sind – der Immobilienmarkt nicht so anzieht, wie wir uns das eigentlich längst wünschten. Wir haben günstige Immobilienpreise, gleichzeitig aber relativ hohe Mieten. Wir würden es begrüßen, wenn momentan mehr von privater Seite investiert würde. Obwohl wir insgesamt hier in Nürnberg doch noch einen relativ intakten Markt haben. Im Vergleich etwa zu München oder – anderes Extrem – zu Städten mit einem Leerstand von Tausenden von Wohnungen.



SK: Die Menschen wohnen nicht mehr so lange wie früher am selben Ort, geschweige denn im selben Stadtteil. Geht da nicht auch Identifikation mit dem Quartier verloren?

Schlöbl: Also, Städte in der Größe Nürnbergs brauchen auch so etwas wie Brückenköpfe. Das klingt sehr militärisch, meint aber Quartiere mit Menschen, die aus anderen Ländern und Kulturen stammen und von nachziehenden Landsleuten dann gesucht werden. Das machen im Übrigen Deutsche im Ausland genauso. Die ziehen in New York oder Peking auch in deutsche Communities, wie Türken bei uns nach Gostenhof oder in die Südstadt ziehen. Ich glaube schon, dass Identifikation mit dem Stadtteil immer noch stattfindet. Ich bin selbst im Kindesalter nach Nürnberg zugereist und merke, dass ich mich immer noch stärker in den Bereichen bewege, in denen ich aufgewachsen bin. Das

geht wohl den Menschen, die heute hierher kommen, nicht anders. Sie orientieren sich und wählen ihr Quartier ganz bewusst.

SK: Bedeutet das dann auch, dass man sie, wenn Stadteilerneuerungsprojekte anstehen, gewinnen kann dafür? Dass sie sich dafür interessieren und daran beteiligen?

Schlöbl: Absolut. Wir haben z.B. mit der neuen Einrichtung des Quartiersmanagements ja praktisch ein Bindeglied zwischen Verwaltung und Bewohnern. In den letzten Jahren sind wunderbare Projekte, wie etwa in der Siedlung Nordostbahnhof entstanden. Auch eine Siedlung, die im Ruf stand abzugleiten. Heute eine Siedlung mit Aktivitäten, die man sich dort vor zehn Jahren nicht vorstellen konnte. Und die sind mit den Bewohnern entstanden, mit den Kindern. Und das ist in der Südstadt genauso.

SK: Und trotzdem erleben Sie in dieser Nordostbahnhof-Siedlung

bei vielen Bewohnern eine große Unzufriedenheit mit dem Viertel, mit den Nachbarn. Da wird viel aufeinander geschimpft.

Schlöbl: Ich finde das gar nicht so schlecht, dass die Leute schimpfen. Früher haben sie sich überhaupt nicht artikuliert. Schimpfen und damit umgehen – das hat ja auch einen stadtentwicklungspolitischen Hintergrund, weil es darum geht, das Zusammenleben zu organisieren. Bisher waren die Menschen nicht zu erreichen. Auf eines müssen wir natürlich aufpassen. Es geht bei der Stadtentwicklung von Quartieren nicht so sehr um das Thema Deutsche und Ausländer, sondern es geht um das Thema Armut. Wir müssen ausschließen, dass Armuts-Gettos entstehen. Wenn in solchen Vierteln dauerhaft in die Armut abgeglittene Familien leben und arme Zuwanderer dazukommen, die wenig Chancen am Arbeitsmarkt haben, dann kann sich in der Tat eine Mischung ergeben, die nicht gut ist.

SK: Wie kann eine Kommune da eingreifen?

Schlöbl: Man kann da schon beim Zuzug steuern. Mit Wohnungsvermietung und Immobilien dort, wo wir Einfluss haben. Oder eben mit ganz speziellen Maßnahmen zur Qualifizierung und Wiedereingliederung in den Arbeitsmarkt. Man muss die Rahmenbedingungen ändern. In der Siedlung

Nordostbahnhof beispielsweise haben wir jetzt auch bessere und teurere Wohnungen. Vorher war es ein Einerlei. Schlechte Standards, niedrige Miete – das bedeutete einheitliches Publikum. Wenn ich unterschiedliche Wohnungen habe von nicht modernisiert bis Topstandard, dann bekomme ich auch unterschiedliche Bevölkerungsgruppen.

SK: Was werden in Nürnberg die Problemviertel von morgen sein?

Schlöbl: Nach meiner Meinung sind das vor allem die Viertel, wo nach kompletten Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg in den 50er Jahren rasend schnell der Wiederaufbau erfolgte. Im Norden etwa in der Gegend um den Rennweg oder auch in weiten Teilen der Südstadt. Dort haben wir eine durchgängig schlechte Bebauung mit eng geschnittenen Wohnungen und schlechten ökologischen Standards. Öde Straßenzüge ohne Bäume, Häuser ohne Balkone und versiegelte Hinterhöfe. Diese Viertel müssen wir im Auge behalten.

Interview: Hans-Peter Kastenhuber
Fotos: Gerd Grimm (oben); Petra Simon



Hans-Joachim Schlöbl, Chef des Nürnberger Amtes für Wohnen und Stadterneuerung.



»Wenn man verstanden wird, erntet man Unverständnis«

Vor ein paar Jahren haben sie den alten Zaun im Hof durch eine massive Mauer ersetzt. Die soll zumindest die Ratten abhalten, die das völlig verlotterte Nachbarhaus längst in ihren Besitz genommen haben.

■ Es sind zwei Welten, die im Hinterhof der Denisstraße 68/70 aufeinanderprallen – rechts der schicke, von seinen Eigentümern in aufwändiger Kleinarbeit renovierte Backsteinbau mit der Hausnummer 68, links daneben die heruntergekommene 70, wo der gelbe Putz abblättert und Dreck und Abfälle auf dem Vorplatz liegen. »Das Haus verslumpt zusehends«, sagt Jürgen Stöcklmeier, der seit 1994 in der Denisstraße lebt. Vom Balkon seiner liebevoll renovierten Eigentumswohnung blickt er direkt auf das vernachlässigte Nachbaranwesen, kann durch die, Sommer wie Winter offen stehenden, Fenster in leere Wohnungen sehen, in denen der Taubenkot zentimeterhoch steht. Seit Jahren werden die maroden Schornsteine von den Kaminkehrern bemängelt. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis ein Teil des baufälligen Dachs herunterkommt.

Mit den verbliebenen Bewohnern – Männer, Frauen und Kinder aus West-Thrakien, jenem armen Grenzgebiet zwischen der Türkei und Griechenland – ist eine Verständigung kaum möglich. Die Deutschkenntnisse sind rudimentär, die kulturellen Unterschiede enorm. »Wenn man über-

haupt verstanden wird, erntet man Unverständnis«, sagt Stöcklmeier, der mehrfach versucht hat, Kontakt aufzunehmen – auch, um endlich zu erfahren, wem das Haus überhaupt gehört. Doch der Eigentümer ist spurlos verschwunden. Es existieren verschiedene Adressen zwischen Nürnberg und Florida, sämtliche Recherchen verließen jedoch im Sande.

Den Verfall vor Augen, tragen Stöcklmeier und seine Lebensgefährtin Christine Grünauer die Querelen mit Fassung. »Das Haus«, sagt der 45-Jährige mit einem gequälten Lächeln, »gehört längst den Tauben.«

Text/Foto: Stefan Gnad

»Wir sind hier genau am richtigen Platz«

■ Die Arbeitsblätter sind ausgeteilt, die Stifte liegen bereit. »Wer kennt noch ein anderes Wort für Währung?« – Schweigen, dann eine zögerliche Antwort: »Mäuse!« Fragende, unsichere Blicke in die Runde. Ein erstes Kichern und die Erkenntnis, dass dies wohl nicht die erwartete Antwort war.

Deutschkurse sind integraler Bestandteil der Arbeit des Internationalen Frauen- und Mädchenzentrums (IFMZ) in der Denisstraße. »Beratung«, »Bildung« und »Freizeitgestaltung« sind jene Bereiche, auf die das IFMZ bei seiner Integrationsarbeit setzt, und das schon seit 25 Jahren. »Wir sind hier in Gostenhof genau am richtigen Platz,« erklärt die Sozialpädagogin Maria Beierlorzer-Ndao, »die meisten unserer Besucherinnen haben einen Migrationshintergrund und sind bisher kaum in die deutsche Gesellschaft eingegliedert.« Dabei legt man im Verein besonderen Wert auf die Wahrung der eigenen kulturellen Werte. Soziale Kompetenzen sollen gefördert, die Eigenständigkeit der Frauen und Mädchen ausgebaut werden. Das Zentrum dient darüber hinaus gleichermaßen als »Schutzraum« und Freizeit-Treffpunkt. Doch wie viele andere soziale Einrichtungen hat auch das IFMZ mit einer schwierigen finanziellen Situation zu kämpfen. »Wir müssen von Jahr zu Jahr um jeden Euro bangen,« so Maria Beierlorzer-Ndao. »Das macht uns die Arbeit nicht einfacher.«

Text/Foto: Mathias Junginger



Birnen in Wein für ein lebendiges Viertel

Antonio Fernandez kam vor 20 Jahren von Spanien nach Deutschland. In der Denisstraße fühlt er sich »total akzeptiert«

Der spanische Feinkostladen am Anfang der Denisstraße ist leer. Leer von Menschen, nicht von Waren. Nachmittags um fünf geht hier niemand mehr einkaufen, die spanischen Lebensmittel warten auf den nächsten Tag. Oliven, importiertes Mineralwasser, Royal Backmischungen (das spanische Pendant zu Dr. Oetker) und Birnen in Rotwein. Antonio Fernandez kam vor 20 Jahren nach Deutschland. Damals brachte ihn ein Freund auf die Idee, den Laden zu eröffnen. Heute kaufen hier Spanier, Südamerikaner, aber vor allem Deutsche ein. Die lernen nach und nach die Denisstraße zu schätzen, glaubt Antonio Fernandez. Umzugslaster sehe man bald jede Woche. Der hohe Ausländeranteil sinke, stattdessen ziehen Studenten ein, die eine günstige, zentrumsnahe Wohnung suchen. Aber auch Griechen, Türken und natürlich Spanier

kommen hier gut miteinander aus. »Wir werden total akzeptiert«, freut sich Antonio Fernandez.

Ob seine Töchter den Laden übernehmen? »Dann könnte ich wieder abhauen, vielleicht zurück nach Spanien«, sagt er und lacht. Aber eigentlich gefällt es ihm hier, man müsste das Beste von beiden Ländern haben können.

Wie die Birnen in Wein schmecken, weiß Antonio Fernandez nicht. Ein Kunde hatte sie bestellt, seitdem stehen sie als Ladenhüter im Regal.

Text: Philip Ardelt
Foto: Mathias Junginger

Lange Röcke im Fenster

Kasachstan-Aussiedlerin Irma Fischer versorgt viele Türken und Thraker mit günstiger Second-Hand-Kleidung

Dieses Jahr feiert die Denisstraße 59 ein Jubiläum: Seit zwanzig Jahren können sich Menschen mit geringem Einkommen in der Kleiderkammer des DPWW (Der Paritätische Wohlfahrtsverband) mit Gebraucht Kleidung und anderen nützlichen Dingen versorgen. Gute Seele im Laden ist die Kasachstan-Aussiedlerin Irma Fischer.

Die 73-Jährige, die jeden Tag aus Buchschwabach kommt, hält die Kleiderkammer in Schuss. Der Laden ist sauber, die Garderobe hängt ordentlich sortiert an Ständern. Die Verständigung mit den Kunden klappt immer – auf Deutsch oder per Fingersprache. Viele Türken und auch Zigeuner kommen, sagt Irma Fischer und meint mit »Zigeuner« die Thraker. Die meisten ihrer Kunden kennt die rührige Frau. Seit fünf Jahren arbeitet sie hier, drei Stunden am Tag, mit viel Engagement. Lange Röcke und Mäntel hängt sie ins Fenster – »für die Zigeuner«. Umsonst ist die Ware nicht, ein paar Euro werden verlangt. Probleme gebe es nicht, lacht die freundliche Dame, der man ihr Alter nicht ansieht. Nur einmal, als sie eine Thrakerin beim Stehlen erwischte. Sie bekam Ladenverbot, doch als sie später mit Familie zurückkam und sich entschuldigte, war alles wieder vergessen. Irma Fischer versteht gut, dass Barbara Cuntz, Leiterin des DPWW in Nürnberg sagt: »Wenn ich in Rente bin, will ich so einen Laden übernehmen.«

Text: Ulrike Pilz-Dertwinkel – freie Journalistin
Foto: Petra Simon



»Anderswo ist manchmal mehr ein Sterben als ein Leben«

Die Tube, ein 50 qm großer Raum im Hinterhaus der Denisstraße 4, quillt nur so über von buntem Material. In einer alten Drogerieeinrichtung aus der Rosenau hat die Kunstschulleiterin Berit Klasing alles verstaut, was der Kreativität dient: Bürsten, Federn, Förmchen, Korken, Knete, Perlen, Schrauben, Kerzen, Papier und natürlich Farben aller Art. In der heuer zehn Jahre alten Tube kann gemalt, getöpft, gezeichnet, gedruckt, gefilzt, geschmiedet, fotografiert oder gebildhauert werden. Hier sind Kindergruppen am Werk, in denen auch Bewohner des Kinder- und Jugendheims Reutersbrunnenstraße gefördert werden. Schulabgänger, die sich an der Kunstakademie bewerben wollen, erarbeiten in einem Jahrespraktikum ihre Mappen. Und erwachsene Hobbykünstler kommen, um »etwas neben ihrer Arbeit zu tun, was sie ein bisschen glücklich macht«. In letzter Zeit besuchen verstärkt Menschen aus Polen und Russland ihre Kurse, erzählt Berit Klasing. Sie wohnen in der Nähe und haben die Tube im Vorbeilaufen entdeckt. Die 42-jährige Künstlerin mag die Denisstraße, denn »hier ist es nicht so spießig. Ich komme aus Norddeutschland und fühle mich in Nürnberg oft selbst wie eine Ausländerin. Das ist schon gut, das Internationale. Hier wohnen viele junge Leute, und hier kann man auch mal Krach machen. Anderswo in Nürnberg ist es doch sehr bürgerlich. Das ist dann manchmal mehr ein Sterben als ein Leben«.

Text: Karin Henjes
Foto: privat

»Die Leute hier sind tolerant«

Türkische Folklore, Bayern 3, Hardrock, Fußball. Aber was ist aus dem Erker am schönen Sandsteinbau zu hören? Klassische Klaviermusik. Die gibt es in der Denisstraße auch, und zwar live. Ein eifriger Kopf mit ungebändigten Haarsträhnen hat die Noten und die über die Tasten fliegenden Finger im Blick. Wolfgang, Franz, Johannes und Ludwig schauen gespannt zu. Denn Mozart, Schubert, Brahms und Beethoven, teils mit ähnlich wirren Haaren wie der Meister, hängen alle im Musikzimmer an den Wänden und lauschen täglich bis zu fünf Stunden den Auftritten von Adolf Brunner.

Am Abend kommen oft auch die Kinder und die Enkel, die ebenfalls Klavier oder Geige lernen. Und manchmal lauschen auch andere befreundete Musikliebhaber dem Meister beim Privatkonzert.

»Ganz nette Türken« als Mieter

85 ist der gelernte Versicherungskaufmann inzwischen. Doch wenn er in die Tasten greift, können er und seine Zuhörer das vergessen. Dann ist Adolf Brunner wieder der Bub aus Gostenhof. Der zum Haarschneiden erstmals in die Denisstraße kommt. Der sich in den Hinterhöfen der alten Gostenhofer Fabriken auskennt, wo Schrauben, Motorräder oder Stuck produziert wurden. Der in Heimarbeit mit der Mutter Spielwaren zusammensteckt. Desessen Großvater, auch er hängt an der Wand, mit Harmonikaspiel bei Hochzeiten ein Zubrot verdient. Der den Bub ebenfalls zum

Musikfan macht, worauf dieser sich dann in eine Hobbysängerin verliebt, die er nach in-nigem Zusammenspiel auch heiratet.

Seither, kurz nach dem Krieg, wohnt Adolf Brunner in seinem Haus in der Denisstraße, hat neben den Kindern »ganz nette Türken« als Mieter, kriegt vom mitunter lauten Leben auf der Denisstraße wenig mit und erträgt das Kindergeschrei gern, denn: »Hier beschwert sich auch keiner, wenn ich stundenlang Klavierspiele. Das ist anderswo nicht immer so.«

Überhaupt würde er mit keinem seiner alten Gostenhofer Freunde, die er halbjährig im Café Glockendon trifft, tauschen wollen, wenn die von ihren Wohnsitzen in »besseren Vierteln« oder außerhalb der Stadt erzählen: »Ich würde nie aus Gostenhof wegziehen.« Die Familien beider Söhne leben im Haus. Wenn Brunner mal drei Tage nicht spielt, fragt ihn sofort jemand auf der Straße: »Waren sie krank?« Er kennt nicht mehr alle Leute im Viertel, aber »sie tun einem nichts, sind tolerant.« Läden sind in der Nähe, wenn auch nicht mehr so zahlreich und kommunikativ wie früher. Die Kirche ist nicht weit, das Tassilo-Theater kennt er auch. Mit Nachbarn in der Kneipe sitzen und den Tratsch im Viertel beackern, das ist vorbei. Aber, sagt Brunner: »Die guten alten Zeiten sind doch nur alt.« Die Denisstraße hat sich nicht zum Schlechteren verändert.

Text: Walter Grzesiek
Foto: Hans-Joachim Winckler

Irakische Maiandacht und Eritreer am Altar



Glaubensmäßig ist in Gostenhof niemand in der Mehrheit. Dass selbst die katholische Gemeinde aus Irakern, Tamilen, Afrikanern, Deutschen, Kroaten ... besteht, »NIMMT EIN GANZES STÜCK DER FREMDHEIT«, wissen Pfarrer Andreas Müller und Ministrant Massimo

An der Kirche von St. Anton muss sich die Denisstraße vorbei schlängeln. Den neoromanischen Backsteinbau haben die Katholiken vor knapp 100 Jahren in einem Rund ins Arbeiterviertel hineinragen lassen. Heute hat sich die Mauer vorm Pfarrhaus dem Stadtteil angepasst, ist mit Graffiti geziert und einer Regenbogen-Friedensfahne geschmückt.

Heute ist es auch eher selten, dass die 500 Sitzplätze in der Kirche alle belegt sind. Vielleicht 240 Besucher hat Pfarrer Andreas Müller (43) bei seinen zwei Gottesdiensten pro Wochenende. 3.750 Gemeindemitglieder zählt St. Anton offiziell, vor zehn Jahren waren es in der Gemeinde für Gostenhof-West und Muggenhof noch 600 mehr.

180 Quadratmeter ist alleine die Pfarrerswohnung groß. Zu groß, fand Müller, als er vor zehn Jahren nach Gostenhof kam. Und schaffte im Wohnzimmer einen Billardtisch an, als Treff der Gostenhofer Jugend. Ob Türken, Deutsche, Italiener, Muslime, Katholiken oder Ungläubige: Beim Pfarrer konnte man sich treffen,

auch wenn er mal nicht da war. Seine Küche blieb offen für den Hunger zwischendurch. Meistens ging das gut, bilanziert Müller.

Durchs Billardspiel hat er Kontakt zur Jugend im Stadtteil insgesamt gewonnen. Da fährt ein junger Türke mit nach Paris zum christlichen Taizé-Treffen, weil er Lust hat, mit anderen zu verreisen. Und selbst die Thraker, die im Viertel bisher kaum jemand kennt, haben sich schon den Schlüssel für den Partykeller ausgeliehen, der jetzt ins Gemeindezentrum an der Fürther Straße verlegt ist.

Billard statt Rumhängen

Das vorherrschende Lebensgefühl vieler Gostenhofer Jugendlicher sei das sinnlose Rumhängen, das zu Hause und in der Schule nicht wirklich Gefordert werden, sagt der Pfarrer, der in der Knauerschule Religion unterrichtet. Das macht ihm eigentlich Spaß. Er lässt sich auf die Sprache der Kids ein, auch wenn ihm zu viel »Abhotten« und »Poppen« dabei ist. Aber er will ein Gegenüber sein, das zuhört und sie ernst nimmt: »Es fehlt an Geld und an Lehrern. Viele

Schüler könnten mehr erreichen, manche schaffen es auch.«

Massimo (17) zum Beispiel, aus einer italienisch-stämmigen Familie, ein echtes Gostenhofer Gewächs, hängt sich nach der Hauptschule rein, dass es mit der Lehre doch noch klappt. Nach wie vor ist er Ministrant in St. Anton, hilft dem Pfarrer bei der Jugendarbeit, sieht sich ernst genommen.

Streit auf offener Bühne

An der Denisstraße und dem Stadtteil liebt Pfarrer Müller die Unmittelbarkeit. Viel weniger telefonieren muss er hier als früher in Wöhrd. »Viele Leute, mit denen ich was besprechen will, treffe ich unterwegs auf der Straße.« Viel Familienleben kriegt er mit, manchen Ehestreit auf offener Bühne. Glaubensmäßig ist in Gostenhof niemand in der Mehrheit. Die Katholiken machen nur 25 Prozent aus, aber die Protestanten und Muslime auch.

Und auch die eigene Gemeinde ist ein wahrlich bunter Haufen. Monatlich bis zweimonatlich halten Italiener, Iraker und Albaner für ganz Nürnberg oder gar ganz Bayern zentrale Gottesdienste in St. Anton. Sonntags ganz früh versammeln sich die Eritreer am Altar. Vor der deutschen Maiandacht gibt es eine irakische, die eine Deutsche anfangs mit muslimischem Fürbittgesang verwechselte. Die Italiener feiern begeistert

das Patronatsfest des Heiligen Anton von Padua mit. 15 Nationen sitzen sonntags nach der Messe im Kirchencafé zusammen: Spanier, Slowaken, Kroaten, Afrikaner, Tamilen ... Mit ein paar Brocken Deutsch oder mit Englisch wird manche Taufe oder Hochzeit bestritten. Wenn auch das nicht geht, muss ein Dolmetscher ran.

Dass alle gemeinsam doch Katholiken sind, »nimmt ein ganzes Stück der Fremdheit«, sagt Pfarrer Müller. Und einzelne Zugezogene schauen auch bei Kirchenchor oder Frauenkreis vorbei. Aber der Kern bleibt die schrumpfende deutsche Gemeinde. Das Sommerfest geht traditionell mit Bratwurst und Bier über die Bühne. Doch die Alten werden weniger. Und manche junge Familie zieht weg, wenn ein Häuschen im Grünen lockt oder die Kinder ins Schulalter kommen. Andreas Müller möchte gern in St. Anton bleiben, mindestens bis zum 100. Geburtstag der Gemeinde in fünf Jahren.

Text: Walter Grzesiek – Redaktionsleiter der Hersbrucker Zeitung
Foto: Mathias Junginger



Gostanbul gibt's nicht mehr

Eine Kneiptour durch die Denisstraße mit ernüchternden Einsichten: Keiner lässt sich in die Karten schauen, das »politische« Gostenhof ist manchmal eine zerschlissene Erinnerung **UND GANZ AM ENDE DER STRASSE LEBEN ERWACHSENE UND KINDER SO ELEND, DASS ES EINEN EMPÖRT**

Im griechischen Kulturverein in der Denisstraße spielen Männer Karten, trinken Wasser, rauchen und lassen sich, verschanzi hinter dicken Rauchwolken, nicht in ihre Karten blicken. Schon gar nicht von zwei Fremden, die an diesem Abend die Gastromeile Denisstraße suchen.

Auf griechische, italienische, türkische, kurz auf die Küche rund um das Mittelmeer hatten wir gehofft, schließlich schlendern wir mitten durch »Gostanbul«, wie Gostenhof wegen seines hohen Ausländeranteils genannt wird. Gutes Essen schien garantiert.

Die Eckwirtschaft als Keimzelle

Tatsächlich entdecken wir, dass »Gostanbul« längst geschlossen hat. Nur noch ein zerschlissenes Plastikschild erinnert an die gleichnamige Gaststätte, die den Nürnbergern ironisch-plakativ die Entwicklung des Stadtviertels vor Augen hielt.

Heute existiert die Wortschöpfung aus Gostenhof und Istanbul nur noch als kulturelles Projekt des Theaterpädagogischen Zentrums und wurde im Preißlerschulhaus inszeniert, also gleich um die Ecke.

Das Centro Espanol hätten wir gerne besucht, aber auch die spanische Begegnungsstätte hat geschlossen. »Nie wieder D-Land« prangt als Graffiti an einer Sandsteinmauer und zementiert, wie die linke, antifaschistische Szene versucht, im multikulturellen Gostenhof Anhänger zu mobilisieren.

Stammtischgespräche haben hier Tradition. Dies nicht etwa bierselig, sondern als Lokalpolitik, also Politik im Lokal. Fast schon das eigene Denkmal zu dieser Gesprächskultur ist die Planungskneipe an der Kernstraße. Mehr als ein Vierteljahrhundert ist sie alt und geblieben, was sie immer war: ein Treffpunkt für alle. Dabei wollte der ehrgeizige Münchner Architekt und Stadtplaner Hermann Grub die Eckwirtschaft

einst zur Keimzelle einer neuen Stadt machen. Hatten doch die 60er und 70er Jahre gerade in Gostenhof mit dem Zuzug von Gastarbeitern, Studenten und Künstlern zu einem Experimentierfeld auch für alternative Lebensformen gemacht.

Rommé für die Männergruppe

Doch niemand wollte mit Grub über die Sanierung diskutieren, vielleicht, weil sich im Glasscherbenviertel keiner ein Schwabing vorstellen mochte? Anfang der 80er Jahre übernahm der »Griechische Kulturverein« das Projekt, das sich zum »Treffpunkt für aufgeklärte Leute aller Nationalitäten aus dem Großraum Nürnberg« entwickelte, wurde im Jahresbericht 1980 stolz vermerkt. Wirt Kosta Charissis betätigte sich bis 1997 als Ausländerbeirat. Die »Plane« wurde irgendwann privatisiert, das Pächterhepaar Charissis servierte weiter griechische Kost und Land-

wein und mit dem eifrig diskutierenden Publikum wurde die Welt jeden Abend aufs neue eingerissen.

Überhaupt irrt, wer ausgerechnet im politischsten aller Stadtviertel in gutbürgerliche, klein karierte Sitzpolster plumpsen will. Auch Freunde der Toskana-Fraktion werden hier keine mediterranen Schweinereien finden, sondern nur Echtes. Gaststätten-Genuss als Flucht vor dem Alltag funktioniert hier sowieso nicht.

Im türkischen Kulturverein »Sinop« in der Denisstraße sind Frauen nicht erwünscht, die Männer spielen Rommé, lassen sich ebenso wenig in die Karten schauen wie die Griechen, nebeln sich genauso mit Zigarettenqualm ein und wollen vor allem eines: unter sich bleiben. »Die Leid hier sin normal eingeschedld«, erklärt uns ein deutscher Gast im breitesten Fränkisch. »Blouß die Frau, die lassns hald ned nei. Is ja ned schlechd. Is hald a Kuldurverein.« Mittfünfziger Albert Trimolst ist Mitglied, weil er

»hald dou wohnd und des Bier is ned schlecht. Und die Dürgn sin die gleichn Lumpn wie die andern aa.« Sagt's und nimmt einen tüchtigen Schluck aus der Flasche.

»Politik ist hier kein Thema«, erklärt Ismet Celik, 1. Vorstand des Sinop Kulturvereins, und erzählt, wie hier an Silvester oder bei Hochzeiten und besonderen Feiern auch die Frauen mitkommen.

Gostenhof ist das schönste Viertel, das er sich denken kann, berichtet Albert Trimolst und guckt immer wieder raus aus der gläsernen Schwingtür, als blicke er vom Strandlaken aus raus auf das Meer.

»Ich mog des, auch wenn's ihrn Müll manchmal aus die Fensder schmeißn,« sagt er. Die Leute, die ihren Müll raus aus dem Fenster schmeißen, »hausen«, so nennen das nicht wenige hier, am anderen Ende der Denisstraße. Wir wollen selbst sehen.

Kühltaschen im Paralleluniversum

Auf dem Weg dahin, nach Westen, begegnet uns auch noch Graz mit böhmischer Küche. Wir riskieren einen Blick auf die draußen hängende Speisekarte und wären von Backhendl, Knödeln und Palatschinken eigentlich überzeugt. Wäre es nicht so ein warmer Abend. Und so lassen wir uns nicht im dunkelbraunen Interieur nieder, das rustikaler nicht sein könnte. Ein andermal ...

Eine Kneipe gibt es am anderen Ende der Straße nicht mehr, so wenig wie Grünflächen oder gar Spielplätze. Wer sollte auch angelockt werden? In den Hausfluren stapelt sich der Müll, die Bewohner haben die Gehsteige mit Plastikstühlen und Kühltaschen besetzt. Hier sitzen sie und man denkt unweigerlich an Autofahrer, die im Stau stehen, an Menschen, die die Enge ihrer Autos verlassen und am Straßenrand campen.

Die Blechkisten dieser Menschen sind heruntergekommene Wohnungen, nicht saniert, ohne Balkon. Fensterscheiben sind zerbrochen, die Leute schauen nicht einmal auf, als wir vorbeilaufen. Die Idee vom privaten Glück in den eigenen vier Wänden erscheint wie die Vision einer anderen Welt. Die Menschen, die hier sitzen, sehen aus, als hätten sie kein Geld, keine Arbeit und keine Perspektive. Und ihre Vermieter scheinen nicht einmal Geld zu haben, um ihre Häuser zu streichen.

Die Altstadt mit ihrem Charme aus dem Mittelalter-Baukasten, dem prächtigen Hauptmarkt, der Burg und den Kirchen scheint unendlich weit weg. Das hier ist ein Paralleluniversum mit einer Parallelgesellschaft. Mit einem Wertesystem, das zum Beispiel spielende Kinder nachts um 23 Uhr auf der Straße nicht nur dul-

det, sondern ganz normal findet.

Gar nicht weit entfernt, vor dem griechischen Lokal »Astoria«, genießen die Gäste kühle Radler – und auch hier tauchen viele Männer ihre Köpfe in Karten. »Rommé«, klärt uns Gastronom Kiatos Vasilios auf. »Ich betreibe nur das Wirtshaus hier«, stellt er sofort klar und auch, dass er selbst in der Allersberger Straße lebt. »Das ist doch keine Gegend hier«, schüttelt er den Kopf und erklärt auch gleich wieso. »Künstlerviertel? Gostenhof? Pah, diese Zeiten sind längst passé. Vor allem hier, in diesem vergessenen Teil der Straße. Diese Leute hier«, sagt er und meint die türkischstämmigen Thraker, »können nicht lesen, nicht schreiben. Ihre Kinder schicken sie nicht in die Schule«. Kiatos ist außer sich. »Was sind das nur für Leute?«, fragt er. Seine Empörung ist echt, empörend ist sie nicht.

Kein Kinder-Spiel am Ende der Straße

Tatsächlich diesen etwa sechsjährige Mädchen zu später Stunde mit dem Fahrrad zwischen den Autos herum, liegen einige Jungs im Grundschulalter mit ihren Skateboards auf den Gehsteigen. »Ich weiß nicht, was ich sagen soll«, klagt Kiatos Vasilios in seinem Lokal, »Wo sollen diese Kinder denn nur spielen?« Und wieder mischen sich Menschen von den Nachbar-

tischen in unser Gespräch, halten uns später auf dem Gehsteig auf. »Wo sollen diese Kinder spielen?« Und was soll aus ihnen werden? –

»Schreiben Sie das auf«, sagt Vasilios. »Diese Thraker müssen auf ihre Kinder aufpassen, das hat mit Toleranz nichts mehr zu tun.« Der Wirt sitzt am Stammtisch und hofft auf Gespräche. Mit der Politik, der Verwaltung, mit wem auch immer. Hauptsache, gut für die Kinder ganz am Ende der Denisstraße.

Text: Ulrike Löw – verantwortlich für die Kinder- und Jugendredaktion der Nürnberger Nachrichten
Fotos: Stefan Hippel – Fotograf bei den Nürnberger Nachrichten



Statt-Viertel Gostenhof: Außerhalb, alt, anders

Im Gegensatz zu vielen kaum wahrgenommenen Stadtvierteln Nürnbergs ist Gostenhof fast jedem Stadtbewohner ein Begriff – wenn nicht sogar der Inbegriff für soziale Vielfalt, Mietskasernen und Alternativkultur. **DOCH WOHER STAMMEN DIE SPEZIFISCHE STRUKTUR UND DAS BESONDERE FLAIR VON GOSTENHOF?**

Außerhalb des Mauerrings von Nürnberg hat sich vor dem Spittler Tor im Mittelalter das Dorf Gostenhof entwickelt. 1311 wurde es erstmals urkundlich erwähnt, sein Name stammt vermutlich von einem dort ansässigen Hofbesitzer. Wer damals die ummauerte Stadt über das Spittler Tor verließ, kam zunächst auf einen Pflerr (mittelhochdeutsch ‚plarre‘), einen freien Platz, der für Zirkusveranstaltungen, Jahrmärkte und Volksfeste, möglicherweise aber auch für Hinrichtungen genutzt wurde. Der Weg führte dann durch die Gostenhofer Hauptstraße vorbei an Bauernhöfen und zahlreichen Hesperidengärten, die von wohlhabenden Nürnberger Bürgern hier angelegt worden waren. An der heutigen Rothenburger Straße endete der Vorort Gostenhof.

Heute erinnern Straßennamen wie Bauerngasse und Schan-

zäckerstraße sowie die unregelmäßige Straßenführung an den alten Ortskern. Von den Bauernhäusern und barocken Gärten ist dagegen jede Spur verschwunden, nur der Rochusfriedhof ist als einziges mittelalterliches Relikt geblieben.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden mehrere verkehrstechnische Neuerungen in Gostenhof realisiert. Zunächst wurde die schnurgerade, gepflasterte Fürther Straße gebaut, die sich zu einer der meist befahrenen Straßen Bayerns entwickelte. Wenig später entstanden der so genannte Ludwig-Kanal, an dessen Stelle heute der Frankenschnellweg verläuft, und die staatliche Eisenbahnstrecke von München nach Bamberg parallel zum Kanal. Diese Verkehrsachsen schufen die bis dato existierenden Grenzen für die räumliche Ausdehnung Gostenhofs. In diese Periode fällt

auch die Eingemeindung nach Nürnberg, wodurch der Vorort zum Stadtviertel avanciert.

Der eigentliche wirtschaftliche Aufschwung folgt jedoch erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach der Aufhebung der hinderlichen Festungseigenschaft Nürnbergs und der Abschaffung des lähmenden Zunftwesens.

In der nun folgenden Gründerzeit beginnt außerhalb der Stadtmauern eine beispiellose industrielle Expansion. In Gostenhof geht diese mit einer rapiden Bevölkerungszunahme einher: 1861 lebten hier nur 2.147 Menschen, bis 1900 war ihre Zahl auf 44.703 gestiegen. Dieser Bevölkerungszuwachs bedingte einen stark erhöhten Bedarf an Wohnquartieren, weshalb zeitgleich die Bautätigkeit in Gostenhof erheblich zunahm. Westlich der Rothenburger Straße entstanden zwischen Fürther Straße und Eisenbahndamm neue,

schachbrettartig angelegte Straßen – darunter die Denisstraße – mit einer mehrgeschossigen, zum Teil stückverzierten Reihenhausbauung.

Alte, gründerzeitliche Bausubstanz ist bis heute typisch für das Stadtviertel Gostenhof. Sie konnte den Zweiten Weltkrieg weitgehend unbeschadet überdauern, weil sich die Bombenangriffe der Alliierten eher auf Industrieanlagen als auf reine Wohngebiete richteten. Während andernorts in Nürnberg nach dem Krieg der Wiederaufbau und die Neuerrichtung von Gebäuden begann, blieb in Gostenhof bis in den 1980er Jahren alles weitgehend beim Alten.

Diese städtebauliche Vernachlässigung Gostenhofs hatte massive negative Auswirkungen auf die Wohn- und Lebensbedingungen der Bevölkerung: zunehmende Fassadenschäden, erbärmliche sa-



nitäre Verhältnisse, hohe Verkehrsbelastung, wenige Grünflächen und Spielplätze – kurzum, das Viertel war heruntergekommen. Wer es sich leisten konnte, zog daher in einen anderen Stadtteil.

Um dem weiteren Verfall entgegenzuwirken, beschloss die Stadtverwaltung ein Sanierungskonzept: Fassaden wurden restauriert, Hinterhöfe aufgewertet, Wohnungen renoviert, Straßenbäume gepflanzt, Spielmöglichkeiten erweitert und eine Verkehrsberuhigung durchgesetzt. Im östlichen Teil Gostenhofs, dem alten Ortskern, erfolgte diese Aufwertung als ökologische Stadtsanierung, das heißt, hier wurde besonderer Wert auf eine aktive Bürgerbeteiligung und ökologische Kriterien etwa bei der Abfallentsorgung und Straßenbegrünung gelegt.

Dank der städtebaulichen Instandsetzung Gostenhofs ist es gelungen, in Nürnberg ein geschlossenes gründerzeitliches Viertel zu erhalten, das durch seine Regelmäßigkeit auf Bewohner wie Besucher eine große Faszination ausübt.

Anders als bei vergleichbaren Sanierungsprojekten in vielen Großstädten Deutschlands blieben die Mieten in Gostenhof nach der Umsetzung der Verbesserungsmaßnahmen relativ günstig, so dass eine umfassende Verdrän-

gung der damals hier lebenden Menschen vermieden werden konnte. Das Stadtviertel konnte somit seine breit gefächerte Bevölkerungszusammensetzung wahren.

Erste Ansätze dieser Vielfalt waren schon um die Jahrhundertwende erkennbar. So lebten 1910 ein Drittel aller Nürnberger Juden in Gostenhof. Seit ihrer Verfolgung während der nationalsozialistischen Diktatur ist jüdisches Leben hier nicht mehr sichtbar.

In den 1950er Jahren siedelte sich die Heilsarmee in Gostenhof an, kaufte mehrere Häuser und übernahm verschiedene karitative Aufgaben. Ihr Engagement hat zur Folge, dass dieses Stadtviertel auch ein Zentrum für Menschen wurde, die in finanzielle und soziale Not geraten waren.

Augenfällig wurde die heterogene Struktur der Bevölkerung jedoch erst mit Beginn der so genannten Gastarbeiterwanderung in den 1960-70er Jahren. Damals war Gostenhof noch nicht saniert. In die frei gewordenen Wohnungen, die aufgrund ihres desolaten Zustands von deutschen Mietern verlassen wurden, zogen Arbeitsmigranten aus Italien, Griechenland, Spanien, Ex-Jugoslawien und der Türkei. Sie waren auf preiswerte Mieten angewiesen und nahmen dafür die miserablen Wohnverhältnisse in Kauf. Durch den Zuzug der Gastarbeiter wurde der Wegzug der deutschen Bewohner

zumindest teilweise kompensiert. Gleichzeitig stieg aber auch ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung dieses Viertels. Heute besitzt fast die Hälfte der etwa 16 000 Einwohner Gostenhofs keinen deutschen Pass.

Mit den Zugezogenen änderten sich auch die Infrastruktur und das Erscheinungsbild dieses Quartiers: Das Leben wurde »bunter«. Es entstanden neue Läden, Kulturvereine, Döner-Stände, Pizzerias, griechische Lokale sowie Gebetsräume für unterschiedliche Religionen, und der Alltag in den Straßen ist seither geprägt durch neue Sprachen und bis dahin ungewohnte Kleidungsstile. Nach der Stadtteilsanierung wurde Gostenhof zudem für verschiedene Alternativgruppen und Studierende attraktiv, so dass auch Ökoläden, Kulturprojekte oder links-politi-

sche Initiativen hier ihren Platz gefunden haben.

Sicherlich ist der alltägliche Umgang zwischen Alteingesessenen und Migranten, zwischen Menschen mit unterschiedlichen Lebensstilen und Interessen nicht immer leicht, Missverständnisse und Spannungen sind möglich. Zugleich trägt aber die gesellschaftliche Heterogenität – ähnlich wie die gründerzeitliche Mietshausbauung – zu dem spezifischen Flair von Gostenhof bei. Viele, die heute hier leben, fühlen sich ihrem »Stadt-Viertel« verbunden und wünschen sich, hier möglichst lange leben zu können.

Text: Hiltrud Herbers – Dozentin am Geographischen Institut der Universität Erlangen-Nürnberg
Foto: Gerd Grimm – freier Fotograf, www.gerd-grimm.de



Erlanger StudentInnen haben sich ein Semester mit Gostenhof beschäftigt. Ihre Ergebnisse – zu ausländischem Unternehmertum, zur Integration türkischer Jugendlicher, zum Deutschlandbild von MigrantInnen und zur unterschiedlichen Lebensweise von türkischen und deutschen Jugendlichen – haben sie auf Großplakaten zusammengefasst.

Die Poster sind noch bis Ende Oktober im Institut für Geographie, Kochstraße 4 in Erlangen zu sehen (im Korridor des Erdgeschosses).

Lust auf GoHo live?

Wenn Sie mehr über Gostenhof erfahren wollen: Wir verlosen eine Sonderführung nur für Sie und Ihre Freunde – »Geschichte für Alle« führt Sie ca. 2 Stunden durch GoHo, live und exklusiv. Einfach eine Karte, Mail, einen Brief oder Fax an die Redaktion mit Vermerk »Gostenhof« senden. Das Los entscheidet.

Das macht die Sache nicht einfacher

Ein handbeschriebenes Pappschild im ansonsten leeren und mit Staub bedeckten Schaufenster als einziger Hinweis. Daneben ein kaputter Ventilator. Einladend ist das erst mal nicht. Nur wenige Fremde verirren sich deshalb hierher, in den »Westthrakischen Kulturtreff« in der Adam-Klein-Straße.

Doch drinnen schlägt einem zwischen Zigarettenrauch und Neonlicht verhaltene Freundlichkeit entgegen. Männer sitzen an den Tischen, trinken Kaffee und spielen Karten. Es wird wild gestikuliert. »Der war der Erste«, erklärt einer der Kartenspieler und deutet auf das vergilbte Bild eines alten Mannes in einem schmucklosen Glasrahmen. 1970 sei er nach Nürnberg gekommen, wie viele andere Griechen und Türken auf der Suche nach Arbeit. Geblieben ist er wegen seiner Familie. Und dort hängt er nun, gleich neben dem neuen Großbildfernseher, aus dem so unbeachtet wie ununterbrochen türkische Telenovelas sprudeln. Auch heute noch kommt der »erste Thraker in Nürnberg« regelmäßig in den Treff, zum Rauchen, Karten- oder Tavlaspielden (das türkische Backgammon). Doch die Zeiten haben sich geändert. »Arbeit haben nur wenige von uns, vor allem unter den jungen Leuten ist das ein großes Problem«, erzählt Orhan, »viele Thraker leben nach wie vor in einer geschlossenen Gesellschaft und sprechen kaum Deutsch, das macht die Sache natürlich nicht einfacher.« Er selbst hatte Glück. Seit ein paar Monaten arbeitet der junge Mann in einer Druckerei in Langwasser. »Wer keine Arbeit findet hat doch verloren!«, so seine Einsicht.

Gegenüber hängt eine Postkartenansicht der Stadt Didimotichon an der frisch gestrichenen Wand. Aus der ärmlichen Bergregion an der Grenze zur Türkei und Bulgarien stammen die meisten Thraker in der Denisstraße. Die Fahnen Griechenlands, der Türkei und Deutschland schmücken das Ende des Raumes. Eine vermeintliche Harmonie, die jedoch kaum über die vielfältigen Probleme der thrakischen Minderheit hinwegzutäuschen vermag.

Text: Mathias Junginger – studiert Geographie und Politik an der Uni Erlangen
Yasemin Tutav – studiert Anglistik, Ethnologie und Soziologie an der Uni Bayreuth



»Eine Sensibilisierung für die Thraker ist entstanden«

Im Herbst 2003 sind die Probleme der Thraker in Nürnberg öffentlich geworden. Wie lange wie viele Familien damals schon in der Denisstraße und ihrer Nachbarschaft gelebt haben, ist nicht recht klar. Auf jeden Fall kam es dem städtischen Sozialpädagogen Wolfgang Weiskirchen damals seltsam vor, dass er vormittags immer wieder viele schulpflichtige Kinder auf der Straße spielen sah. Seitdem hat sich viel getan und manches verbessert, **DOCH EINE »RUNDE« GESCHICHTE ÜBER »DIE THRAKER« KANN NOCH NICHT GESCHRIEBEN WERDEN.**

■ Viele muslimische Thraker können weder lesen noch schreiben. Inzwischen besuchen ihre Kinder Schulen. Allein im Förderzentrum an der Sielstraße werden 45 Thraker unterrichtet. Sie sind damit die größte ausländische Gruppe unter ca. 400 Schülern aus 24 Nationen. Die engagierte Rektorin und ihre Lehrer mussten dabei oft umdenken: Zum Beispiel kamen viele der Kinder nicht deshalb zu spät, weil sie keine Lust hatten, sondern weil sie keine Uhr kannten. Aus dem gleichen Grund hatten sie kein Federmäppchen dabei. Je älter die Kinder sind, wenn sie in die Schule kommen, desto größer sind ihre Probleme. Es passiert, dass jugendliche Thraker einmal die Woche zurück in die 1. Klasse gehen, um Buchstaben und Zahlen zu lernen.

Das Förderzentrum Sielstraße appelliert dringend, die Kinder möglichst früh in Kindergärten zu integrieren und z. B. Hausaufgabenhilfe anzubieten, damit die Thraker eine

Chance bekommen, ihre Fähigkeiten zu entwickeln.

■ Erst im Balkankrieg 1912/13 eroberten griechische Truppen Westthrakien. Heute lebt dort nur noch eine muslimische Minderheit. Nach einer Studie der Athener Akademie von 1995 sind es etwa 105.000 Muslime mit griechischer Staatsbürgerschaft.

Auf dem Rücken dieser Minderheit werde jedoch der politische Konflikt zwischen der Türkei und Griechenland ausgetragen, berichtet die Gesellschaft für bedrohte Völker:

»Die kontinuierliche Benachteiligung der Türken im griechischen Alltag hat zur relativen Unterentwicklung dieser Minderheit geführt. Die wenigen Schulen, an denen in Türkisch unterrichtet wird, sind überfüllt. Jahrelang wurden Türken, die in der Türkei ein Studium abgeschlossen haben, nicht in den Studienstipendien eingestellt. Die Qualität des Unterrichts



ist daher unbefriedigend, so die Betroffenen. Die Schulbücher sind vollkommen veraltet. Angehörige der türkischen Minderheit beklagen zudem, dass sie verstärkt von der Polizei kontrolliert würden, dass ihre Meinungsfreiheit eingeschränkt würde.«

Und: »Die im griechischen Gesetz festgeschriebenen Benachteiligungen sind fast alle nach und nach beseitigt worden. Die Ungleichbehandlung ist jedoch bereits so stark institutionalisiert, dass sich die Reformen im Alltagsleben der Türken kaum niederschlagen.«

Die muslimischen Thraker sind Griechen und damit EU-Bürger, denen das Aufenthalts- und Arbeitsrecht in jedem anderen EU-Land prinzipiell zusteht. In den letzten Jahren sind etwa 100 Familien nach Nürnberg gekommen. Die ersten muslimischen Thraker waren allerdings schon vor ca. 30 Jahren auf der Suche nach Arbeit und besseren Lebensbedingungen hier. Sehr viele Familien leben in der westlichen Denisstraße, die seitdem ihr Aussehen alarmierend verändert: Häuser verkommen, Mülltrennung ist unbekannt, oft stehen Möbel auf der Straße, die Kinder kennen erst mal kaum Regeln und Erziehung. Viele Familien sind im Sozialhilfebezug.

Das Internationale Frauen- und Mädchenzentrum IFMZ ist seit 25 Jahren fest in Gostenhof verankert (siehe Seite 10). Maria Beierlorzer-Ndao und ihr Team unterstützen Migrantinnen dabei, am (deutschen) Alltag teilzuhaben. Dies geschieht auf vielfältige Weise, von der Hausaufgabenhilfe bis zum Alphabetisierungskurs. Etwa 210 Frauen werden jedes Jahr in Einzelgesprächen beraten. Inzwischen sind das zu 90 Prozent thrakische Frauen. Dabei geht es oft um ganz praktische

Dinge, wie einen Zähler abzulesen oder Miete zu bezahlen. Immer wieder erleben die Mitarbeiterinnen, dass thrakische Männer ihre Familien verlassen. Die Mütter, in streng patriarchalischen Strukturen geprägt, haben oft keine Motivation, ihre Situation zu verbessern. Das IFMZ startet jetzt einen Alphabetisierungskurs und belohnt Frauen, die mitmachen, mit Beratung.

Für die Bewältigung der bürokratischen Hürden für den Kurs freut sich das IFMZ über Unterstützung! Zur besseren Integration thrakischer Familien mahnt Maria Beierlorzer-Ndao dringend den Aufbau von Patenschaften an, die auf ehrenamtlicher Basis Kinder und Erwachsene im Alltag unterstützen.

Patenschaften, Kindergartenplätze und Deutschkurse wurden auch beim »Runden Tisch« empfohlen, der sich bereits im Mai 2004 unter der Regie des Allgemeinen Sozialdienstes (ASD) erstmals (und seither noch ein Mal) in Sachen Thraker traf. Alle Anwesenden (von Schulen, Jugendamt, allen hier genannten Einrichtungen...) waren sich laut Protokoll einig, dass eine Förderung der Gruppe »auch im präventiven Sinn« erfolgen müsse, »um eine Stigmatisierung zu vermeiden«.

Sozialpädagoge Wolfgang Weiskirchen ist inzwischen als Koordinator für die Thraker tätig – mit acht bis zehn Stunden pro Woche. Dass das nicht viel ist, weiß ASD-Chef Dieter Maly. Für mehr fehle es an Geld und Kapazität. Immerhin sei »bei allen Trägern in Gostenhof eine Sensibilisierung für die Thraker entstanden. Wirklich Zusätzliches braucht einfach seine Zeit ...«

Text: Ilse Weiß
Fotos: Mathias Junginger

»Ich möchte meinen Kindern bessere Chancen bieten«

»Unser Vater war früher ein guter Mensch. Warum ist er nur so geworden?« Hinter dieser Anklage verbirgt sich viel von der familiären Tragödie der beiden Brüder Arif (17) und Hakan (14). Seit der Vater die Familie verlassen hat und nach Griechenland zurückgekehrt ist, sind seine Söhne mit ihrer Mutter auf sich allein gestellt. Hinterlassen hat er ihnen nur einen Berg Schulden, eine beschädigte Familienehre und natürlich zutiefst verletzte Gefühle. »Wie soll ich denn je eine Frau finden, alle werden doch denken ich wäre so wie er?« meint Arif vorwurfsvoll. In einer Gesellschaft, die sowohl in ihrer Heimat als auch in Deutschland von vielen nicht wahrgenommen oder sogar gemieden wird, ist die Familie als soziale Institution nach wie vor von großer Bedeutung.

Im Jahr 2001 kamen sie nach Deutschland, nachdem ihnen ein Onkel in München Wohnung und Arbeit organisieren konnte. Später ist die Familie dann nach Nürnberg in die Denisstraße gezogen, »weil dort schon so viele von uns lebten.« Hier eröffnete der Vater eine Gaststätte. Doch schon bald begann dessen Alkoholkonsum, sein Hang zum Glücksspiel und diverse Affären mit seinen Bedienungen die Ehe zu zerstören. »Manchmal hat er sogar die letzten fünf Euro verspielt, obwohl es zu Hause nichts mehr zu essen gab!«

Seit sich der Vater auf und davon gemacht hat, kümmert sich Arif um die Familie, weil er am besten Deutsch kann. Eine Sache steht mittlerweile für ihn fest: Ohne einen richtigen Job kann man keine Familie ernähren. Noch heute ist er vollkommen fassungslos, wie sein Vater sich aus der Verantwortung gezogen hat. Deswegen geht er nach der Schule putzen. Zwar ist diese Arbeit für einen Teenager nicht besonders »cool«, wie er selbst zugibt, »aber auf jeden Fall besser als nichts zu tun« oder gar kriminell zu werden wie manch anderer aus seinem Umfeld. Schließlich fühlt er sich für das Wohl seiner Familie verantwortlich. »Und wenn ich mal selbst Kinder haben sollte, dann möchte ich ihnen bessere Chancen bieten können!« So hofft Arif nach der Schule auf eine Lehrstelle im Holz- oder metallverarbeitenden Gewerbe. Doch sein größter Traum wäre ein ganz anderer: mit dem Auto als fliegender Händler viel Geld verdienen.

Text: Mathias Junginger, Yasemin Tutav



Hütten bauen und Respekt lernen

Der Aktivspielplatz an der Austraße ist keine heile Welt,
aber ein **KLEINES STÜCK INTAKTE KINDHEIT**

Jeden Werktag um 13 Uhr öffnet der Aktivspielplatz Gostenhof seine Tore für ein bunt gemischtes Publikum: Kinder griechischer und türkischer Herkunft, aus dem Irak, Iran, Italien, der ehemaligen Sowjetunion, Spanien und Deutschland nutzen den Platz. Ein Junge repariert in der Werkstatt sein Fahrrad, ein Mädchen füttert die Hasen und Meerschweinchen – die Tiere sollen die Kinder zu Verantwortungsgefühl erziehen. Das Kernstück aber sind die Bauplätze, auf denen die Kinder ihre eigenen kleinen Häuschen bauen dürfen. Sie schaufeln dort eifrig große Löcher für die Balken und ziehen dann in kleinen Gruppen richtige massive Holzbauten hoch. Den ganzen Sommer wird gebaut, am Ende der Saison kommt dann eigens das städtische Hochbauamt vorbei und nimmt die Hütten ab. Der Aktivspielplatz ist offen für Kinder und Jugendliche zwischen sechs und 14 Jahren, von denen viele sonst auf der Straße spielen müssten. Neben sinnvollen Angeboten der Freizeitgestaltung werden sie dort auch bei den Hausaufgaben betreut und jeden Nachmittag um halb vier gibt es warmes Essen.

»Aus heiterem Himmel«, so die Sozialpädagogin und Leiterin des Spielplatzes, Heinke Kebabli (52), tauchten dort vor knapp einem Jahr eine neue Gruppe auf – überwiegend Jungs im Alter von sieben bis elf. Die ErzieherInnen hielten sie zuerst für Kinder türkischer Herkunft, weil sie türkisch sprachen. Es stellte sich aber bald heraus, dass es sich dabei um neu zugewanderte muslimische Griechen handelte. Es sei nicht ganz einfach gewesen, sagt Kebabli, die temperamentvollen kleinen Thraker zu integrieren. Das Gleichgewicht, das sich in den letzten Jahren im Spielplatzalltag entwickelt hatte, wurde erstmal gründlich durcheinander gewirbelt. Vor allem auch, weil die neuen Mitspieler in großen Gruppen mit rund 15 Kindern anrückten. Außerdem waren ihnen viele hierzulande grundlegenden Verhaltensweisen und Regeln des

Zusammenlebens einfach völlig fremd, zum Beispiel, dass man beim Mittagessen nicht über die Tische springt, sondern ruhig sitzt.

Ein großes Problem waren auch die mangelnden Sprachkenntnisse, denn wer auf dem Spielplatz kein deutsch spricht, kann sich natürlich auch schlecht verständlich machen. Da kommt es schon mal vor, dass ein Kind einem anderen etwas aus der Hand reißt, weil es sich nicht anders ausdrücken kann, oder dass jemand besonders laut schreit, einfach aus der Hoffnung heraus, dass man ihn dann besser versteht. Eine echte Herausforderung für die Betreuer, denn sie wollten die verschiedenen Gruppen von Kindern, die von familiärer Förderung und Bildungshintergrund kaum unterschiedlicher sein hätten können, dazu bringen, den Platz gemeinsam zu nutzen.

Schach in kurzer Zeit gelernt

Denn nur dann, ist Kebabli überzeugt, können die einen von den anderen lernen und profitieren. Die Integration der Thraker-Kinder hatte von da an oberste Priorität und sie begann sozusagen bei den »Basics«, grundlegenden Verhaltensweisen. Dabei kam es Heinke Kebabli sehr zugute, dass sie vor 25 Jahren türkisch gelernt hatte. In den letzten Jahren hatte sie kaum noch Gebrauch von der Sprache gemacht, weil die Kinder mit türkischen Wurzeln heute alle deutsch sprechen, aber nun konnte sie mit den kleinen Thrakern wenigstens einige grundsätzliche Dinge klären – angefangen bei Namen und Adresse.

Die Kinder konnten weder ihre Nachnamen aufschreiben, noch angeben, in welcher Straße sie wohnen, schildert Heinke Kebabli die ersten Hürden. Es dauerte eine Weile, bis sie überhaupt und dann relativ regelmäßig in die Schule gingen, denn auch das war für die türkische Minderheit im griechischen Teil Thakiens nicht immer üblich.



Und ihre Eltern pflegen hier in Deutschland immer noch gewisse Eigentümlichkeiten, die sie aus der alten Heimat so – und nicht anders – kannten: Dort gab es keine Uhren im Haus und so gibt es eben heute noch keine. Woher soll das Kind also wissen, wann es Zeit für die Schule ist? Die meist sehr jungen Eltern sind oft selbst Analphabeten oder bringen bestenfalls Grundkenntnisse im Lesen und Schreiben mit.

Bleibt zu hoffen, dass wenigstens die Kinder hier die Chancen bekommen, die ihre Eltern nie hatten. Nach fast einem Jahr auf dem Spielplatz sind jedenfalls schon deutliche Verbesserungen zu erkennen. Die Kinder haben inzwischen enge Bindungen zur Einrichtung und zu einzelnen Betreuern aufgebaut, sie gewinnen durch die Auseinandersetzung mit anderen Kindern an sozialer Kompetenz, sie gewöhnen sich an Regeln und probieren neue Verhaltensweisen aus, zum Beispiel, Konflikte nicht mehr mit den Fäusten, sondern verbal zu regeln; und sie verbessern ihre Sprachkenntnisse. »Es ist eine Arbeit der kleinen Schritte«, sagt Keblawi, ein langsamer Erfolg. Doch beeindruckend ist es schon, dass diese Kinder, die zum Beispiel noch nie in ihrem Leben mit einem Schachbrett in Berührung gekommen sind, das Spiel in relativ kurzer Zeit gelernt haben, einfach, weil sie neugierig waren, was die anderen Kinder dort so machen.

Es ist egal, wie jemand aussieht

Der Spielplatz ist keine heile Welt und kein Ort, an dem immer nur die Sonne scheint. Er löst auch nicht alle Probleme, doch er gibt den Kindern ein Stück Geborgenheit, das sie sonst vielleicht nirgends finden. Auch Kinder, die aus sehr schwierigen familiären Verhältnissen kommen, dürfen dort wenigstens ein paar Stunden lang Kind sein und ihre Kindheit genießen. Und sie lernen zudem spielerisch wichtige Kultur-

techniken und das Zusammenleben mit anderen Kulturen. Das sei eine »prima Chance«, findet Erzieher Jens Becker (30), denn in diesem Alter sei das noch viel einfacher und »den Kindern ist es egal, mit wem sie spielen. Sie schauen nur, wer ihnen sympathisch ist und da ist es völlig gleichgültig, wie der aussieht«. Sie haben kein Bewusstsein für Nationalität oder, wie Erzieherin Melanie Buchner (25) sagt: »Sie sind noch nicht geprägt.« Später ist das dann einfach Normalität, sie haben sich daran gewöhnt. Besonders die Kinder der Thraker haben sicher noch einen langen und schwierigen Weg vor sich, den andere Zuwanderer und deren Kinder bereits hinter sich gebracht haben.

Auch die Kinder der Thraker, die heute auf dem Spielplatz spielen, werden sich in ein bis zwei Generationen besser integrieren und Chancen bekommen – wenn sie ausreichend Förderung und Unterstützung erhalten. Die, so Heinke Keblawi, sollte vor allem auch ihren Eltern angedeihen. Sie verbindet damit einen dringenden Appell an die großen Wohlfahrtsverbände, sich dieser Ballung von Problemen anzunehmen.

Die öffentlichen Mittel für den Aktivspielplatz selbst sind sehr knapp bemessen und so ist der Trägerverein vor allem auf Spenden angewiesen, die bereits 80 Prozent der Kosten abdecken müssen. Viele der Eltern seien zudem nicht in der Lage, den monatlichen Beitrag für Hausaufgabenbetreuung und Mittagessen aufzubringen.

Deswegen freut sich der Verein immer über Menschen, die sich bereit erklären, wenigstens ein halbes Jahr lang die Patenschaft für ein Kind zu übernehmen.

Aktivspielplatz Gostenhof: 0911/26 85 83

Text: Christine Kammerer, Politologin und freie Journalistin
Foto: Gerd Grimm

Eine Samthaut für den Kotzbrocken

■ Peru, 15. Jahrhundert: Intrigen, große Gefühle, Religiosität und Gewalt. Schicksale. Leben in überschaubarem Regionalrahmen. Und mittendrin »Das Mädchen Dasia«. Dem Nürnberger Autor Tobias Falberg gelang eine Erzählung, die einen südamerikanischen Raum mit einer längst vergangenen Zeit kreuzt. Doch aktuell sind die verwobenen Lebensstränge allemal: Dasia, die »seit Generationen die schönste Frau des Volkes werden würde«.

Ihr an die Samthaut will der Hohepriester Tepec, der leidenschaftszerfressen agiert: »Ohne ein Wort zu sprechen, tauchte er in das trübe Innere des großen Bettes und löste die Stricke, so dass das schwere rote Tuch sich mit einem Raunen endgültig schloss«.

Tepec missbraucht seine Herrschaft: »Das letzte Menschenopfer war erst im Frühjahr dargebracht worden, und schon jetzt, zur Mitte des Jahres, verlangte Tepec erneut, dass die Antowa sich auf dem Plateau einfanden, damit er im Namen Lucids ein weiteres Opfer bestimmen konnte.«

Und er ist auch sonst ein Kotzbrocken: »Misläng ihm ein Vorhaben, wurde er schnell wütend, schrie und stampfte, schlug mit den Fäusten auf Tischplatten und Untergebene ein oder zertrümmerte, was ihm gerade Zerbrechliches in die Hände geriet.«



Tobias Falberg, Jahrgang 1976, studierte Diplom-Wirtschaftswissenschaften in Magdeburg. Er war Stipendiat des 8.Klagenfurter Literaturkurses, der zusammen mit dem Ingeborg Bachmann-Preis durchgeführt wird. Neben vielen Einzelveröffentlichungen in Prosa und Lyrik ist »Das Mädchen Dasia« seine erste historische Erzählung.

Sein Gegenspieler ist der ehrwürdige Priester Ruani, der dem Gewaltherrscher in den Weg tritt. Kann Ruani alles zum Guten wenden? Kann er den Tod des Mädchens Dasia verhindern?

Kurz gesagt: Er kann es nicht.

Der furiose Showdown wird von mehreren Leichen gepflastert.

Trotz einiger stilistischer und mentaler Schwachpunkte schrieb Falberg eine spannende Geschichte, die auf den Recherchen des Peruaners Dr. Elias Ortega Péres beruht.

Text und Foto: Waldemar Graser



Tobias Falberg
Das Mädchen Dasia
 Eine historische Erzählung
 Wiesenburg Verlag
 Schweinfurt
 9,25 Euro

Der Straßenkreuzer bilanziert das Auf und Ab der sozialen Wohltaten, Missstände und Frechheiten: Wo wird Geld gekürzt, was läuft falsch, wer ergreift die Initiative? Das soll an unserer »Sozialbörse« mehr interessieren als Dow, Dax und TecDax.

-

»Zoff und Harmonie« heißt die Familienbildungsstätte der katholischen Stadtkirche in Nürnberg. Derzeit ist nur noch Zoff. Denn die **Bischöfe in Bamberg und Eichstätt** wollen sparen. Ende August ist Schluss mit der Familienfreundlichkeit der Kirche. 3 500 Teilnehmer von 240 Kursen, viele Mutter- und Kindergruppen, können künftig daheim bleiben. Nur wenige Angebote werden unter einem anderen Dach fortgeführt – trotz Sitzstreiks der Betroffenen in der Fußgängerzone. »Ich habe Zweifel, ob die beiden Diözesen (Bistümer) die Prioritäten richtig setzen«, kritisiert der CSU-Landtagsabgeordnete und frühere Caritas-Chef Hermann Imhof. Auf der Kippe steht dank der sparsamen Bischöfe auch das Internationale Jugendzentrum in der Südstadt. Hier will nun die Stadt neue Träger suchen.

+

Preisfrage: Gibt es in Deutschland heute weniger **Mord und Totschlag** als vor fünf Jahren oder mehr? 13 Prozent weniger. Auch Drogentote, Diebstähle und Schusswaffeneinsatz nehmen ab. Und: 96 Prozent aller Mörder werden gefasst, vor 50 Jahren waren es nur 54 Prozent. Dass es uns oft anders vorkommt, liegt an den Medien und an einer größeren Sensibilität für bestimmte Delikte, wie Gewalt in Beziehungen etwa. Gegen prügelnde Männer geht beispielhaft die Polizei in Baden-Württemberg vor: Sie spricht sie – wie Hooligans – häufiger an und erteilt Platzverweise. Wer schlägt, darf nicht mehr in die Wohnung der Frau.

-

Blind, na und, oder wie? Das Gesundheitsmodernisierungsgesetz, das uns Ministerin Ulla Schmidt hinterlässt, birgt immer wieder Überraschungen. Brillen zahlen die Krankenkassen nicht mehr, so weit so schlecht. Sozialhilfeempfänger, die ihre Brille verlieren oder versehentlich kaputt machen, müssten neue Gläser dann mal so nebenbei vom kargen Monatseinkommen berappen. Oder sie sind mehr oder minder hilflos und blind. »Es gibt hier eine Lücke im Sozialnetz« bestätigt ein AOK-Mann. Eine?

+

Betram Sachs, Straßenkreuzer-Verkäufer und unser Mann bei der **Obdachlosen-Fußball-WM** in Edinburgh, (untere Reihe, zweiter von links) ist beseelt aus Schottland zurück. Das deutsche Team, das der 48-Jährige verstärkte, landete unter 27 Mannschaften immerhin auf Platz 16. Stolz ist Sachs, dass seine Mannschaft von Irland nur drei Treffer rein bekam (gegen ein deutsches Ehrentor). Bitter, dass die Österreicher so überlegen waren. Dort gibt es landesweit zig Obdachlosen-Fußballteams. Lustig fand er: Namibia gewann mit lautstarker Rapper-Musik. Die Regierung von Tony Blair hat im Übrigen gezeigt, was sie vom runden Leder versteht: Fünf Teams aus Afrika durften nicht einreisen, weil sie als zu arm galten. Rote Karte für das Mutterland des Fußballs.



Zuversicht durch Malen

Von einem Maschinenbauer, der beharrlich Farbe in die Tristesse bringt



»Die Malerei«, erzählt Roland Schirmer, »gibt mir die Kraft, weiter an eine Zukunft zu glauben«.

Das Schicksal hat es in den letzten Jahren mit dem gelernten Maschinenbautechniker nicht gut gemeint. Kündigung des Arbeitsplatzes, Langzeitarbeitslosigkeit und eine schwere Krankheit, von der er sich bis heute nicht richtig erholt hat, haben sein Leben völlig verändert.

Doch wo andere längst in Resignation verfallen wären, hat Ollo, wie ihn seine Freunde nennen, Kräfte freigesetzt. Er besorgte sich Stifte, Pinsel und Farben und begann, seine Gefühle auf die Leinwand zu bringen. Tage und Nächte verbringt er seither in einem kalten, notdürftig als Atelier eingerichteten Keller. Die unterschiedlichsten Techniken und Stilformen hat er sich selbst beigebracht und mittlerweile malt er schon mal auf Bestellung. Doch auch wenn seine Bilder im Freundes- und Bekanntenkreis gefragt sind, nennt er, auf den Preis angesprochen, nur die Materialkosten.

Mit seinen Cartoons hoffte er auf eine neue Karriere. »Da war ein Typ«, sagt er, »...der war begeistert, von meinem Talent. Der gab mir den Auftrag für 12 Ka-

lenderblätter«. Die Zeichnungen hat Ollo nie zurückbekommen und der Typ verschwand auf Nimmerwiedersehen. »Wenn du unten bist«, sinniert er, »wirst du eben auch noch ausgenutzt«.

Aber längst geht sein Blick wieder nach vorn, malt er sich sein Innerstes wieder von der Seele und träumt weiter von der Chance einer eigenen Vernissage.

Text: Günter Weiss – ehemaliger Filialleiter einer Bank
Cartoon: Roland Schirmer

Hilfe für Elfi stürzt nicht ab

Unser kleiner Bericht über Elfi, die trotz langwieriger Therapie und schwerer Krankheit den Kopf oben behält, hat unsere Leserin Irmgard Heller so berührt, dass sie der immer noch schwachen Elfi gerne einen schönen Tag schenken würde. Über das erste Treffen freute sich sogar Elfis Kater »Bubele«: Irmgard Heller beschenkte ihn mit Katzenleckereien – dafür muss der Stubentiger beim geplanten Ausflug in den Tiergarten daheim bleiben.



»Helfen durch Klicken«

Manche Leute meinen ja, der Buchkiosk der Wärmestube in der Ostermayrpassage sei schwer zu finden. Acht StudentInnen der Georg-Simon-Ohm Fachhochschule sei Dank – dieses Problem ist jetzt behoben. Denn die angehenden Sozialpädagogen haben dem Kiosk mit großem Engagement und unter Mithilfe der Verkäufer einen pfiffigen Internetauftritt geschenkt. Den Wohnungslosen wird nun eine Plattform geboten, auf der sie sich und ihre Arbeit einfach per Klick vorstellen können. Zudem wurden die Mitarbeiter und Verkäufer vom Projektteam geschult, damit sie ihre Seite selbständig pflegen und aktualisieren können.

Seit Juli 2003 verkaufen Besucher der Wärmestube gespendete Bücher im Kiosk. Das Projekt »Helfen durch Lesen« will die Langzeitarbeitslosen wieder an einen geregelten Tagesablauf heranzuführen.

Alles zum Kiosk unter:
www.helfen-durch-lesen.de

Foto: Petra Simon

Gut gespendet, Leos!

Der »Leo-Club Nürnberger Hans-Sachs« hat der Straßenambulanz von Roland Stubenvoll – nicht Bruder Stubenvoll! – 500 Euro gespendet. Dazu verkauften die Leos, allesamt junge Leute zwischen 16 und 28 Jahren, Schokoladenlöwen auf Basaren. LEO steht für Leadership, Experience, Opportunity – frei übersetzt bedeutet dies, Gelegenheit zu Führungserfahrungen zu bekommen. In Deutschland engagieren sich etwa 2500 Leos in mehr als 150 Clubs. Weltweit gibt es insgesamt über 140.000 Leo-Mitglieder. Der Leo-Club Nürnberg Hans Sachs hat derzeit zwölf aktive Mitglieder.



Für Schwächere am Ball: Agnes Kammerer, Martin Pachl und Magali Siemen mit Roland Stubenvoll von der Straßenambulanz



Auguin für Kenner

Generalmusikdirektor Philippe Auguin verlässt Nürnberg und viele begeisterte Musikliebhaber werden ihn sehr vermissen. Neben all den grandiosen Erinnerungen an den Dirigenten bleibt einem Glückspilz noch etwas von Philippe Auguin erhalten: eine Widmung auf einem Straßenkreuzer-Heft, das wir nun zugunsten unseres Vereins versteigern: »Herzlichst, an alle Musikfreunde – Philippe Auguin – 19. Juni 2005, letzte Götterdämmerung« hat der Maestro in seiner großzügigen Handschrift auf dem Exemplar verewigt. Wenn Sie Auguins Zeilen nur für sich lesen wollen, dann steigern Sie einfach mit. Unter strassenkreuzer@t-online.de oder per Fax und Brief. Bitte Ihren Absender und Ihr Gebot nicht vergessen!

Foto: Michael Matejka



Bühnenreife Schreibwerkstatt

Wenn die Schreibwerkstatt des Straßenkreuzers liest, bleibt kein Auge trocken. Das wussten die zehn Mitglieder bisher nur von ihren gemeinsamen, fröhlich-nachdenklichen Sitzungen, jeden Donnerstag um 11 Uhr. Seit 14. Juli wissen es auch die BesucherInnen der Veranstaltungsreihe »Gäste&Buch« im K4-Café Löffler. Organisatorin Madeline Weishaupt hatte die Schreibwerkstatt eingeladen, öffentlich zu lesen – übrigens eine Premiere! Publikum und Lesende waren gleichermaßen begeistert. Wer's verpasst hat: Im Januar folgt eine Fortsetzung, dann im Kulturladen Nord.

Foto: Petra Simon

Socken und Unterwäsche statt des Kaisers neue Kleider!

In diesem Sinne freuen sich die Besucher der Wärmestube, diesmal sind vor allem die Männer bedürftig, über Unterwäsche, Socken, Freizeithosen, T-Shirts und Sweatshirts, Schuhe und Schlafsäcke. Gerne in allen Größen und Längen – auch wer arm ist, sollte sich passend kleiden können.

Wenn Sie helfen möchten, dann rufen Sie am besten in der Wärmestube an: 0911/44 39 62 (täglich, außer montags). Herzlichen Dank!

Benno Herrmann gehörte seit Jahren zu den Stammlesern des Straßenkreuzers. Als er nun plötzlich starb, bat seine Lebensgefährtin die Trauergäste, statt Blumen zu geben, den Straßenkreuzer zu bedenken. Herzlichen Dank!

Großer Dank geht auch an ASD-Chef und Straßenkreuzer-Vorstand **Dieter Maly**, der seine Gäste zum runden Geburtstag bat, den Straßenkreuzer zu beschenken.

Auch **Klaus Tscharnke** wollte für sich selbst keine Geschenke. Der Straßenkreuzer und mit ihm seine VerkäuferInnen sagen »danke«!

Keine Kommunikationsschwierigkeiten

Auf einer Brücke treffe ich zufällig einen Erpel.
 »Was bist denn du für einer?«, so frage ich den Enterich.
 Das Tier betrachtet mich mit schräg gestelltem Kopf, sagt aber nichts.
 »Sprechen Sie Deutsch?«
 »Quak.« –
 »Parlez-vous francais?«
 Ungewollt muss ich an »Ente süß-sauer« denken.
 Meine kulinarischen Gelüste sind für meinen Gesprächspartner aber sicher im Augenblick nicht so angebracht. Und als hätte jener meine Gedanken gelesen, schüttelt er heftig sein Gefieder.
 Ich versuche, die Konversation aufrecht zu erhalten.

»Do you speak English?«
 »Quak.«
 Wir bleiben dennoch Flügel an Arm ein Weilchen auf der Brücke beisammen.
 »Se habla Espanol?«
 Ein weiterer Annäherungsversuch meinerseits.
 »Quak.«
 Als aufgeschlossener Mensch – ich weiß allerdings auch nicht mehr weiter – sage ich zu dem Vogel:
 »Quak?«
 »Quak! Quak, quak, quak, quak, quak, quak, quak...«
 Na, wer sagt's denn? Es ist einfacher, als man denkt.
 Man muss halt nur miteinander reden.

Martina Tischlinger
 Zeichnung: Irene Mayer,
 Illustratorin aus Fürth



Auf Sand gebaut

Das war noch was früher als Kind. Die Kühltasche war dabei im Bad. Stundenlang war ich im Wasser. Heute nehme ich nichts mit beim Baden. Nach einer Stunde bin ich gut angebraten und gehe schon wieder heim.

Mein Tanzschuppen wurde geschlossen. Nicht zum ersten Mal. Seitdem gehe ich selten weg.

Dabei sind wir doch Metropolregion geworden. Mich wundert dabei, dass sich im Moment bei 400 Euro-Arbeitsangeboten (auch bei Arbeitsangeboten von 5 Stunden die Woche) über 50 Bewerber melden. Irgendwie passt das nicht zusammen.

Es war 1997 im Sommer, als in der Bildzeitung ein Wal zu sehen war. Gestrandet, verhungert wegen Plastikkanistern im Magen. Da habe ich ein Bild gemalt und die Uhr auf 12 gestellt. Bei unserer Wachstumpolitik fällt mir auch nichts Besseres ein.

Peter Aures

Meine Straße, meine Geschichte

Lichtschule

Als ich am Abend mal auf dem Balkon saß, fiel mir südwestlich ein Licht auf. Der Ort, aus dem es leuchtete heißt Krottenbach. Ich hatte nichts Besseres zu tun, stieg in den Bus Linie 82 ein und fuhr dort hin. Ich landete an der Krottenbacher Waldschule. Das ist recht schön. Also dort kommt das Licht her, das ich aus Reichelsdorf hin und wieder sehe.

Ruth Veth

Straßenschäden

»Die kleine Kneipe in unserer Straße. Da wo das Leben noch lebenswert ist ...«, sang Peter Alexander.

Die kleine Kneipe ist verschwunden,
 denn es fehlen ihr die Kunden.

Familien mit Kindern sind gegangen,
 ohne Spielplatz ist auf der Straße nichts anzufangen.

In unserer Straße war Musik und Kinderlachen,
 jetzt hört man nur Lärm und nervige Sachen.

Ein neuer Großmarkt ist entstanden,
 dort kaufen jetzt Firmen und ein paar Tanten.

Doch – die Straße ist tot, es lebe das Leben,
 du kannst es dir holen und mit deinem Leben verweben!

Denn – um die Ecke ist die Wiese noch schön und grün,
 weil dort Verständnis und auch Blumen blühen!

Drum – wage den Umweg und fang alles dir ein:
 die Sehnsucht, die Liebe und den Sonnenschein!

Jörg und Inge Tusjak

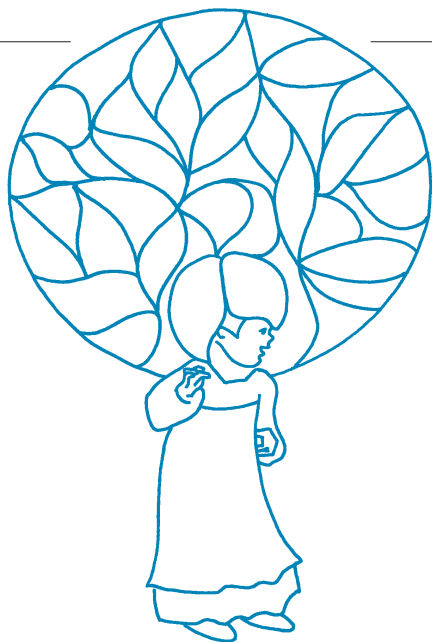
Leben retten und Schallplatten kaufen

Seit Mitte April wohne ich in der Nunnenbeckstraße und es gefällt mir gut hier. Ich habe mich schnell eingelebt. Hier in der Straße ist das Rote Kreuz, der Laden vom Roten Kreuz und das Möbellager. Auch die Einkaufsmöglichkeiten sind sehr gut. Der Marktkauf ist in der Nähe, die Norma und Rodi-Norma. Aber jetzt erzähle ich noch mehr zum Roten Kreuz: Hier in der Nunnenbeckstraße sind auch die BRK-Rettungsschwimmer. Sie retten auch Leben und das ziemlich erfolgreich. Das Rote Kreuz gibt es seit 1886 und seither werden Leben gerettet. 1984 wurde das Rot-Kreuz-Museum von Gerhard Gebuhr gegründet. Das Nürnberger Museum ist das größte von acht Rot-Kreuz-Museen bundesweit! Der Eingang ist in der Sulzbacher Straße 42.

Im Möbellager kann man Möbel kostenlos abgeben. Nach Absprache können sie abgeholt werden. Seit sechs Jahren gibt es außerdem einen Second-Hand-Laden, wo man gebrauchte Kleider abgeben und kaufen kann. Seit letzten Januar gibt es auch noch einen Buchladen, da kann man Bücher und Schallplatten abgeben und auch kaufen.

Text/Foto: Kerstin Wieland





Für faule Kinder hinter hübsche Ohren

*I wor a Kind, und mir wor's eng
im Haus und in der Schul,
am libsd'n hädd i Flieg'l meeng,
mei Bogg wor einfach null.*

*Drum hodd's mer dreimd, i wär a Baum,
der mid sei'm gräina Hud
am schäina bund'n Wies'nsaum
di Schdernla griess'n doud.*

*In däm si Veechel, Bienla, Hummel'n,
und Schmedderling und Käfer dumm'ln,
der wou mid seiner Blied'nbrachd
aa drisde Dooche freindli machd,
der wou mid seine Bläddla rauschd,
vergniechd däm Wind sei'm Singsang lauschd.*

*Suu hobb iss hald der Mudder g'sachd,
däi hodd mi driggd und freundli g'lachd
und hodd mi noo ganz schnell belehrd:
»Die Dreim, mei Kind, sinn arch verkehrd!
A Gräsla bisd vull lauder Fax'n,
zum Beimla mousd scho selber wax'n,
drumm dumm'l di, sei g'scheid und lern:
Vom Gornixduu wersd gornix wern'n,
denn däss iss glor: a saudumm's Gräsla
frisd schwuddiwumm a hungri's Häsla!«*

Emma Mayer
Zeichnung: Irene Mayer

Verkäufertreffen in Hamburg

Wir waren im Juni in Hamburg beim Verkäufertreffen. Wir sind durch die Reeperbahn, das größte Vergnügungsviertel Hamburgs, geführt worden. Uns wurde auch die Davidswache gezeigt, da trifft sich Arm und Reich.

Da gibt es auch eine Behindertenwerkstatt. Die stellen Beisen und andere Sachen her und vertreiben sie auf Basaren und auf ihren Weihnachtsmärkten in den Werkstätten oder bei den verkaufsoffenen Tagen.

Untergebracht waren wir in einem Haus der Pflege. Das dient den Obdachlosen im Winter als Unterkunft, damit sie nicht erfrieren.

Kerstin Wieland

Zwei Stunden Glück oder: wie glücklich sein auch aussehen kann

Ich, Erwin (Name ist natürlich geändert), bin von Haus aus eigentlich ein fröhlicher Mensch. Na ja, etwas Melancholie ist schon auch dabei. Da hängt man eben einfach mal durch.

Ich wohne mit meiner Frau, zwei Kindern und einer eigenwilligen Katze in meinem alten Haus. Da mein Vater, bei dem ich als Jugendlicher arbeiten musste, für mich keine Rentenbeiträge gezahlt hat, muss ich 75-jährig noch putzen gehen.

Aber die zwei Ärzte, bei denen ich das mache, sind sehr großzügig.

Na ja, beide wahrscheinlich Millionäre, mit vielen Häusern und so.

Aber sie zahlen 8,50 die Stunde. Meine Frau meint, da brauche man nicht »Danke« sagen. Wenn ich so preiswert zum Wohlergehen dieser Leute beitragen kann?

Glücklich bin ich, wenn der Club ein Tor schießt. Aber die Freude ist dann groß, wenn das Telefon klingelt und sich mein Freund ankündigt. Ich kenne ihn aus dem Krankenhaus, da haben wir gemeinsam eine Woche verbracht. Seitdem besucht er mich ab und an. Er kommt meistens zu spät, aber das macht nichts. Ich glaube, er lässt sich zu sehr ablenken. Aber ist er dann da, sind wir beide sehr glücklich. Ja, ausgelassen wie kleine Jungs. Wir haben natürlich großen Hunger! Sie müssen wissen, er hat ein großes Auto, und damit fahren wir aufs Land ins Brotzeitparadies.

Da gibt's viel zu erzählen; die große Weltpolitik. Ich glaube, er ist Sozialist mit grünem Hauch.

Wir freuen uns über ein Tor vom Club. Er liest die Überschriften in der Zeitung, damit wir darüber reden können, sonst interessiert es ihn nicht. Von seinen Reisen wird erzählt, was natürlich für mich sehr schön ist. Auch mit Bildern.

Einmal waren wir in einem Biergarten. Da hat er mich fotografiert und daraus eine Postkarte am PC erstellt. »Ich und das Weizenbier« stand ganz groß drauf. Die Karte hat er mir dann mit der Post geschickt. Meine Frau meinte, ich wäre im Urlaub gewesen. Es stand drauf: »Viele Grüße aus dem Urlaub.« Wann denn, wir müssen doch immer an zwei Stellen Putzen.

Nach dem Mittagessen fahren mein Freund und ich immer noch etwas in die bunte, wunderschöne Herbstlandschaft.

Es gibt hier noch eine Burg aus dem Mittelalter, da laufen wir rauf.

Wir sind ganz still, genießen die herrliche Aussicht, die klare Herbstluft und sind sehr glücklich dabei. Die Burg können wir nicht besichtigen, Privatbesitz. Dr. Sowieso.

Siehst du, sagt er, dem hast du mit deiner günstigen Arbeit zu Wohlstand verholfen. Bei dem hab ich doch nie geputzt, oder?

Wir müssen jetzt heim, um 17 Uhr spielt der Club.

Manfred Schenk

In der Schreibwerkstatt formulieren Straßenkreuzer-VerkäuferInnen und Menschen, die Spaß am Schreiben haben, eigene Texte, die unter dieser Rubrik im Heft erscheinen.
Die Schreibwerkstatt findet in der Regel statt: donnerstags 11 – 12 Uhr im Büro des Straßenkreuzers, Glockenhofstr. 45.
Terminnachfrage unter
Telefon 0911 / 459 76 36.

Unvoreingenommene Nähe

Der Fotograf Michael Jostmeier

Man muss schon genau hinschauen. Immer. So unpräzise und fast beiläufig, wie die Bilder von Michael Jostmeier (48) daher kommen, so sicher haken sich erst der Blick und dann die Gedanken fest. Sollen sie. »Brüche interessieren mich«, sagt der Professor, der an der Georg-Simon-Ohm Fachhochschule im Fachbereich Gestaltung lehrt. Sie ziehen sich wie ein roter Faden durch den Lebenslauf und die fotografischen Projekte von Jostmeier.

Als Folkwang-Schüler in Essen kurvte er in seinem hellblauen Kaddett dem Wahlkampf-Tross von Johannes Rau so lange hinterher, bis die Sicherheitsleute aufmerksam wurden und Raus Referent fragte: »Warum so kompliziert? Fahren Sie bei uns mit.« In der Folge fotografierte er viele Wahlkämpfe und die ganze SPD-Prominenz. Porträts, bei denen Jostmeier rangeht. Nah, näher, noch näher – schmerzhaft fast, ohne je das Gegenüber bloßzustellen.

Nach Studium und Assistenz-Zeit gründete er mit einem Partner 1989 eine Werbeagentur, erstellte Imagebroschüren und Geschäftsberichte für Wirtschaftsriesen wie RWE, Thyssen, Veag oder Canon. Dem beruflichen »Hochleistungssport« setzt Michael Jostmeier eine Serie über Industriebrachen in Ost- und Westdeutschland entgegen: Bilder des Zerfalls von hohem ästhetischen Reiz. Er besucht die Vorzimmer der Macht (für die SZ) und findet – Bonjour Tristesse! – Gummibäume und durchgesessene Sofas. Seine Lochkamera verwandelt viel be-

suchte Plätze in Paris, Tokio oder Peking in Traumorte, säumt die Konturen bekannter Ansichten so weich wie die Erinnerung. Scharfe Konturen hingegen verleiht der Fotograf dem Leben in Ecuador, das er 1995 bereiste. Er widersteht der Versuchung, pittoreske Szenen festzuhalten, und dokumentiert Bauernalltag, Musikgenuss und fremdartige Beerdigungsriten mit unvoreingenommener Sympathie für die Einheimischen. Selbst der Maskenmann, der so deplatziert wirkt, hat seine Stelle gefunden.

Was es bei aller Eindringlichkeit auf Jostmeiers durchkomponierten Bildern nie zu sehen gibt: Den grellen Effekt, die aufdringliche Beleuchtung. Unauffällig schieben sich Weltkriegsbunker in die Strandszene in der Normandie, naiv überlagert der Rennzirkus die NS-Gigantomanie des Reichsparteitagsgeländes. Da sind sie wieder, die interessanten Brüche. Den letzten einschneidenden erlebte Jostmeier, als er 1996 als Professor für Fotografie und elektronische Medien nach Nürnberg kam. Hier beschäftigt er sich vorwiegend mit virtuellen Bildwelten: Der Computer fügt errechnete Bilder nichtexistenter Gegenstände täuschend echt in Fotografien realer Räume und Landschaften ein. Wer Brüche entdecken will, muss schon sehr genau hinschauen. Jetzt erst recht.

Text: Gabi Pfeiffer – Reporterin bei den Nürnberger Nachrichten





Besuch auf dem Arbeits(losen)markt

Über Hartz IV wurde in den letzten Monaten viel geredet und geschrieben. Langzeitarbeitslose, Gewinner und Verlierer der Reform wurden beispielhaft vorgestellt, entnervte und müde »Kunden« in Arbeitsamtsfluren gezeigt. Ist sonst viel passiert? Auf jeden Fall bei Namensgeber Peter Hartz. Der VW-Personalchef gab zum 1. August seinen Posten auf, nachdem eine Schmiergeldaffäre beim Autokonzern publik wurde. Peter Hartz wird sicher nicht zum Arbeitsamt gehen müssen, soviel steht fest. Doch wir wollen keine (neue) emotional geladene Diskussion entfachen. Mehr als ein halbes Jahr nach dem Beginn der gewaltigen Arbeitsmarktreform wird es Zeit, Fakten sprechen zu lassen: Von 65.000 Arbeitslosen im Großraum bis zur lukrativen »Trägerpauschale« für Ein-Euro-Jobber

Geduldige Erfolge auf der »Großbaustelle«

Erlangen ist eine »OPTIONSGEMEINDE« – die Kommune trägt die alleinige Verantwortung für die Umsetzung der Arbeitsmarktreform – 205 von 2500 ALG-II-Beziehern haben wieder einen Job

Anders als in den meisten Kommunen müssen in Erlangen die Träger der Leistungen nach Hartz IV nicht erst in ihre kooperative Aufgabenverteilung hineinwachsen: Sie arbeiten bereits seit Jahren zusammen. Der Riesenapparat der Bundesagentur für Arbeit (BA) bleibt außen vor. In einem

einstimmigen Ratsbeschluss hat die Universitätsstadt – wie weitere 68 Gebietskörperschaften – das so genannte Optionsmodell gewählt, bei dem die Kommune die alleinige Verantwortung für die Umsetzung trägt. Wenn sich ein Langzeitarbeitsloser beim Sozialamt meldet, wird sein Antrag dort geprüft und festgestellt, ob er die Voraussetzungen für den Bezug von Arbeitslosengeld erfüllt. Wenn ja, bekommt er es ausbezahlt. Zugleich wird er parallel, ebenfalls im Sozialamt, in einer Zentral-

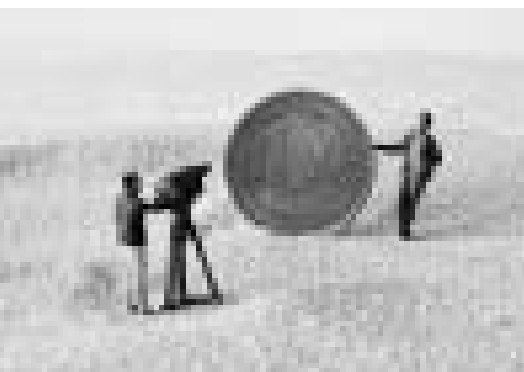
datei erfasst und zunächst grob in Gruppen eingestuft. Wer nicht dem Arbeitsmarkt zur Verfügung steht, etwa weil er krank ist oder Erziehender, kommt in die so genannte »XY-Gruppe« und wird zunächst zurückgestellt. Darunter fallen in Erlangen etwa 20 Prozent der Antragsteller.

In den meisten Kommunen würde sich nun die BA um die Jobvermittlung bemühen, in Erlangen übernimmt das die Gemeinnützige Gesellschaft für Arbeit (GGFA), die schon seit 17 Jahren als kommunale Beschäftigungsgesellschaft aktiv ist. Sie nimmt die »Feineinstufung« vor, das so genannte Profiling: GGFA-Fallmanager beurteilen, welche Qualifikationen der einzelne ALG II-Bezieher mitbringt, welche ihm fehlen (etwa Sprache oder Sozialtraining oder spezielle berufliche Fähigkeiten). Auf dieser Grundlage, so schildert es GGFA-Geschäftsführer Friedrich Müller, wird ein Eingliederungsvertrag abgeschlossen, der festlegt, ob ein Bewerber zunächst eine Beratungsdienstleistung, eine berufliche Qualifizierungsmaßnahme oder einen Ein-Euro-Job bekommt oder sich direkt bei Firmen für eine Voll- oder Teilzeitstelle bewirbt. Um Einstellungen zu erleichtern, sind Lohnkostenzuschüsse möglich. Schließlich werden auch Existenzgründungen gefördert.

Die GGFA selbst bietet nach Müllers Worten hauptsächlich einfache Tätigkeiten an. Sie habe aber bis Mitte Juli 2005 von den insgesamt 2500 ALG-II-Beziehern in Erlangen bisher in Arbeit gebracht, weitere 150 in Ein-Euro-Jobs (die immer mit Betreuung und Qualifizierungsmaßnahmen verbunden seien). Gerade hier gehe man behutsam um, trotz des Prinzips »fördern und fordern« werde niemandem etwas aufgezwungen. »Wir haben bei allen Angeboten nie das Prinzip der Freiwilligkeit verlassen.«

Gleich dämpft er zu große Erwartungen. Man brauche Geduld mit Hartz IV, denn »die Ingangsetzung verläuft schwierig und nicht in dem Tempo, das wir uns wünschen.« Es gebe eben noch so manche »Großbaustelle«.

Text: Herbert Fuehr – verantwortlicher Redakteur Innenpolitik bei den Nürnberger Nachrichten
Foto: Petra Simon – freie Fotografin, www.fototext.de



»Es brennt in der Region«

Etwa 65.000 Menschen im Großraum Nürnberg sind arbeitslos gemeldet. Massive Einbrüche bei Metall, Elektro und im Handel – besonders viele Jugendliche und schlecht Ausgebildete haben keinen ARBEITSPLATZ

»Es brennt in der Region« sagt Stephan Doll, wenn man ihn nach der

Arbeitsmarktlage im Großraum Nürnberg fragt. Als Vorsitzender des DGB in der Industrieregion Nürnberg verfolgt er die Entwicklung aufmerksam – und mit wachsender Besorgnis, zuletzt wegen AEG. Die Arbeitslosigkeit steigt, und was Hartz IV den Betroffenen wirklich bringt, bleibt offen. Dass die Sorge um Jobs berechtigt ist, untermauern Zahlen des Gewerkschaftsbunds, der IG Metall, der Bundesagentur für Arbeit (BA) und nicht zuletzt eine noch druckfrische Untersuchung von Judith Wüllerich, einer Volkswirtschaftsstudentin an der Universität Erlangen-Nürnberg.

Sie hat im Auftrag des DGB die Situation in der Stadt und im Arbeitsamtbezirk Nürnberg (mit den Städten und Kreisen Erlangen, Fürth, Schwabach und Lauf) untersucht. Demnach ist die Zahl der versicherungspflichtig Beschäftigten in der Region zwischen 1997 und 2001 beständig von 479 000 auf 502 000 gestiegen und von da an ebenso beständig wieder auf 484 500 (Juni 2004, die letzte vergleichbare Zahl) gesunken; das entspricht etwa dem Stand von 1999). Die Arbeitslosenquote hatte 1997 mit 11,7 % den bisherigen Höchststand erreicht, lag 2001 bei

7,4 % und erreichte 2004 bereits wieder 9,7%. In diesem Jahr dürften es 10,4 % sein. Das heißt, die Zahl der Arbeitslosen wird bei 65 000 liegen. Die Zahl der offenen Stellen betrug im gesamten Zeitraum kontinuierlich unter 10 000. Bei den Arbeitslosen ist besonders der relativ hohe Anteil der Menschen ohne Ausbildung (2005: 30 202 Betroffene), der unter 25-Jährigen (7163) und der Langzeitarbeitslosen (35 400) auffällig. Laut Doll machen die Zahlen besonders die Probleme im Ausbildungsbereich deutlich. Bemerkenswert ist auch der Branchenübergreifende Trend weg von den Vollzeit- und hin zu Teilzeitbeschäftigungen. Man kann die Entwicklung in der Region auch anhand einzelner Branchen anschaulich machen. Während beispielsweise im Bereich Banken und Versicherungen, bei Verkehr und Nachrichtenübermittlung sowie bei öffentlichen Dienstleistungen die Beschäftigtenzahl einigermmaßen konstant blieb, gab es beim verarbeitenden Gewerbe (besonders bei Metall und Elektro) erhebliche Einbrüche. Hier ging die Zahl der Beschäftigten zwischen 1992 und 2002 um 46 000 auf knapp 158 000 zurück und sank bis 2004 nochmals auf 140 000. Oder beim Handel: Er beschäftigte 1992 knapp 87 000 Menschen, 2002 waren es noch knapp 74 000, Tendenz weiter sinkend. Ein weiteres Beispiel sind einige Traditionsfirmen. Das Energie- und Waggonbau-Unternehmen Alstom beispielsweise hatte 1992 über 900 Beschäftigte, 2004 waren es unter 60. Bei Grundig ging die Zahl zwischen 1990 und 2004 von 2500 auf unter 700 zurück, bei Lucent im gleichen Zeitraum von über 3500 auf unter 1400.

Text: Herbert Fuehr

Ein-Euro-Jobs sind eben kein Arbeitsverhältnis

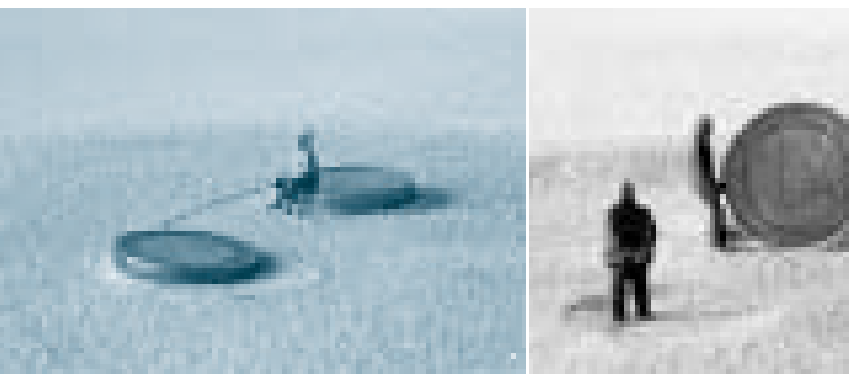
Sondern ein »Mehraufwand«, der »entschädigt« wird – in Nürnberg koordiniert die NOA die Vergabe der 982 EIN-EURO-JOBS – und bekommt für jeden einige hundert Euro »Trägerpauschale«

Die so genannten Ein-Euro-Jobs sollen der desolaten Situation am Arbeitsmarkt entgegenwirken. Mit dieser Maßnahme, die seit Anfang dieses Jahres in Kraft ist, will die Bundesregierung die Zahl der Langzeitarbeitslosen reduzieren. Allerdings gelten die Ein-Euro-Jobs schon im juristischen Sinn nicht als Arbeitsverhältnis. Das Entgelt können Ein-Euro-Jobber als »Mehraufwandsentschädigung« behalten, die zusätzlich zum Arbeitslosengeld II (ALG II) gezahlt wird. Das ALG II beträgt in den alten Bundesländern bislang für allein Stehende 345 und für Ehepaare 622 Euro. Hinzu kommen Leistungen für Wohnung, Heizung und gegebenenfalls für Kinder. In Nürnberg koordiniert die gemeinnützige Noris Arbeit gGmbH (NOA) die Vergabe der 982 Ein-Euro-Jobs (Stand: Juli 2005) im Stadtgebiet. Sie vermittelt die Arbeitslosen an die Stadt Nürnberg, an freie Träger und Wohlfahrtsstellen wie AIDS-Hilfe oder Arbeiterwohlfahrt (Awo) oder beschäftigt sie im eigenen Haus. Der durchschnittliche Ein-Euro-Job-Kunde ist laut NOA-Geschäftsführer Ulrich Scherfenberg 39,5 Jahre alt, seit drei Jahren arbeitslos und überwiegend männlich. 75 Prozent der Vermittelten besitzen die deutsche Staatsbürgerschaft und 30 Prozent haben keine abgeschlossene Berufsausbildung. Die Tätigkeit ist auf maximal sechs Monate befristet und soll zwischen 15 und höchstens 30 Stunden in der Woche dauern. Den gemeinnützigen Organisationen, die Ein-Euro-Jobber beschäftigen, entstehen dabei keine Kosten: Die NOA überweist das Geld direkt an den Arbeitslosen.

In Nürnberg erhält der Ein-Euro-Jobber 1.25 Euro pro Stunde – damit entsteht für die ALG-II-Empfänger eine Zuverdienstmöglichkeit von bis zu 150 Euro im Monat.

Die NOA bekommt von der Bundesagentur für Arbeit (BA) für jede der 982 Stellen eine so genannte Trägerpauschale. Die liege zwar unter den empfohlenen 500 Euro, weil die Höhe in jeder Kommune separat ausgehandelt werde, sagt Scherfenberg. Genaue Zahlen will er aber nicht nennen. Selbst wenn die NOA pro Vermittlung nur 350 Euro erhalten würde (was eher niedrig gegriffen ist), blieben ihr immer noch 200 Euro pro Person übrig – oder 196.400 Euro für alle 982 Beschäftigten. Kritik an dieser Regelung weist der Geschäftsführer von sich: »Wir werden nicht reich damit.« Immerhin würde die NOA die Ein-Euro-Jobber zusätzlich mit Qualifizierungsmaßnahmen und Bewerbungstraining unterstützen. Dieser Aufwand würde sich bereits auszahlen. Rund 30 Prozent der seit Jahresbeginn Vermittelten hätten mittlerweile einen festen Arbeitsplatz, schätzt Scherfenberg. Die Ein-Euro-Jobs eröffneten also eine gewisse Chance. Und viele Arbeitslose seien einfach froh, wieder etwas zu tun.

Text: Sharon Chaffin – Politikredakteurin bei der Nürnberger Zeitung



Kreuzer-Tipps für gute Unterhaltung ohne einen Cent – Eintritt frei!

••• Ausstellung •••••

»Nürnberg: Architektur und Vision – im Blickfeld der Fotografie«

Ausstellung zum LGA-Kunstsommer 2005: Die Ausstellung »Nürnberg: Architektur und Vision – Im Blickfeld der Fotografie« widmet sich der künstlerischen Architekturfotografie der Fotokünstler René Carstanjen, Gerd Dollhopf, Horst Kamionka, Lajos Keresztes, Jochen Köhler, Herbert Liedel, Horst Schäfer, Bernd Telle und Karin Vogel. In Zusammenarbeit mit dem Stadtarchiv Nürnberg nimmt die Ausstellung Bezug auf den Wandel und die Entwicklung Nürnbergs von der mittelalterlichen Stadt über die Zeit der Industrialisierung, der Zerstörung und des Wiederaufbaus bis in die heutige Zeit. 22. September, 19 Uhr, LGA, Tillystr. 2, Nürnberg

••• Führung •••••

400 Jahre Pellerhaus: Einst war der Bau mitten in der Altstadt ein Renaissance-Haus europäischen Ranges – beim Spaziergang erfährt man seine Geschichte und Geschehnisse. Die Spaziergänge dauern etwa 1,5 Stunden und beginnen alle 10 Minuten. 29. Oktober 9-16 Uhr, Treffpunkt am Museum, Stadtmuseum Fembohaus, Burgstr. 15, Nürnberg



Foto: Ingeborg Kareth

••• Musik •••••

Orgelkonzert mit Werken von Bach, Mendelssohn u.a.: An der Orgel: Markus Heidebroek. 21. August, 17 Uhr, Reformationsgedächtniskirche, Nürnberg (beim Stadtpark)

Laudate Dominum: Der besondere musikalische Gottesdienst in St. Sebald. Einführung von Pfarrer Willi Stöhr. Johann Christoph Bach: Motette »Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn«. Capella Sebaldina. Leitung: Bernhard Buttman. Predigt: Willi Stöhr. 18. September, 10 Uhr, St. Sebald, Nürnberg

»Mir singa mitanand« – öffentliches Wirtshaussingen: Früher wurde in den Wirtshäusern noch gemeinsam gesungen. An diese Tradition knüpft der Trachtenverein Wallbergler-Pegnitztaler an. Jeder ist eingeladen, fränkische, alpenländische und deutsche Volkslieder zu singen. Es geht dabei nicht um Chorgesang, sondern um das Gemeinschaftserlebnis. Liedtexte liegen auf. Und: »Nicht nur wer gut singt ist willkommen, sondern vor allem derjenige, der gerne singt!« 29. Oktober, 20 Uhr, Gaststätte Saalbau-West, Wandererstr. 47, Nürnberg

Keine Lebensmittelvergiftung im Vatikan

Katholische Kirche, Buddhismus und der Tod von Papst Johannes Paul II:

Oliver Bottini auf der Suche nach dem Menschlichen

Ein Samstagabend im April, prime time im Fernsehen. Hunderttausende auf dem Petersplatz in Rom, Millionen vor den Fernsehbildschirmen in aller Welt. Johannes Paul II. war öffentlich hinfällig geworden, hatte öffentlich mit dem Tode gerungen, nun starb er öffentlich. Bewegende Momente – der mächtigste Mann der mächtigsten Organisation dieser Erde, der sympathische Pole Wojtyla, war nicht mehr.

Als das lange Sterben schließlich vorbei war, gingen meine Frau, die Katholikin, und ich, der Protestant, zur nahen, neuen Herz-Jesu-Kirche, so wie die Menschen in Italien, in Polen, in vielen anderen Ländern zu den Kirchen gingen. Herz Jesu war geschlossen. Eine alte Frau stand vor dem haushohen blauen Glasportal, zog am Griff, wandte sich schließlich ab. Ein schmaler, einsamer Schatten, der entlang der blauen Wand davonging, dort keinen Trost bekam, wo er ihn an diesem Abend gebraucht hätte. Aus der Innenstadt erklang gedämpft das Trauerläuten der Frauendom-Glocken. Ein kleiner akustischer Trost, immerhin.

Am Tag darauf kamen die Fragen. Sind das nicht genau die Pole, zwischen denen sich die katholische Kirche bewegt? Die berührende römische Inszenierung auf der einen, das Abweisende im Alltag der Menschen auf der anderen Seite? Hier ein prunkvoller Religionsstaat, dort ein ultrakonservativer Popanz, der nur selten in der Lage ist, den Gläubigen so zu begegnen, wie sie es sich wünschen? Hier die beeindruckenden politischen Leistungen Wojtylas wie das Nein zu Bushs Irakkrieg, dort die dramatischen innerkirchlichen Versäumnisse, der Reformstau? Hier der charismatische, liebenswerte Po-

le, dort ein greiser Mann inmitten anderer greiser Männer, deren Legitimation vornehmlich darin besteht, dass Millionen Katholiken in aller Welt in Beruf, Ehrenamt und Privatleben tagtäglich die Botschaft Christi leben?

An diesem Abend, als Wojtyla starb, lagen die beiden Pole für ein paar Stunden dicht beieinander. Da zeigte sich im Leiden und Sterben ihres Oberhauptes das menschliche Antlitz der katholischen Kirche. Der Tod offenbarte noch im Pompösen das Schlichte, das Menschliche, das allen Kirchen zugrunde liegt. Denn die Menschen schaffen Kirchen, heilige Bücher, Zeremonien, die Menschen stellen Priester, Nonnen, Ehrenamtliche, die Menschen verbreiten den Glauben, interpretieren ihn, leben ihn, helfen, zweifeln, opfern sich. Die Menschen sind der Glaube und die Religion.

Keine der großen Religionen scheint das so vergessen zu haben wie die in ihrem Konservatismus erstarrte katholische Kirche. Keine bekennt sich so deutlich dazu wie der Buddhismus. In jedem Menschen, sagte der Buddha, sei die Buddha-Natur angelegt. Jeder Mensch könne zum Buddha werden, wenn er dessen Weg, dessen Lehre, folge. Siddharta Gautama, der historische Buddha, war und ist den Buddhisten keine übermenschliche Gottheit, kein Erlöser, keine irdische Inkarnation eines Gottes. Er gilt nicht als Schöpfer der Welt oder gar des Universums – er gilt als Mensch. Und so starb er im hohen Alter nicht den zeremoniellen oder legendenumrankten Tod des Märtyrers, Messias, Heiligen, sondern den schlichten Tod des Menschen: Er erlag einer Lebensmittelvergiftung.

Das Menschliche durchdringt den Buddhismus auf allen Ebenen.

Es kennzeichnet seine Weltsicht (die Wiedergeburt als Mensch ist die Voraussetzung für die Erleuchtung), seine Tugenden (Demut, Bescheidenheit, Rechtschaffenheit, Mitgefühl, Achtung vor allem Leben), seine Lehre (alles Leben ist Leiden, doch das Leiden kann im Leben überwunden werden), seinen Umgang mit Gesundheit und Krankheit (Meditation, Ganzheitlichkeit, Spiritualität) und nicht zuletzt seine – manchmal hilflos wirkende – Art, mit denen umzugehen, die ihm nicht wohlgesonnen sind (Friedfertigkeit, Rückzug, Flucht, äußere Unterwerfung).

Da sind sie weit auseinander, der Buddhismus und die päpstliche Kirche mit ihren Anmaßungen, Gewalttaten, ihrer Arroganz, ihrem Pomp. Als Kirchenführer hat Johannes Paul II. durch seine strikte Weigerung, den Katholizismus für die Notwendigkeiten

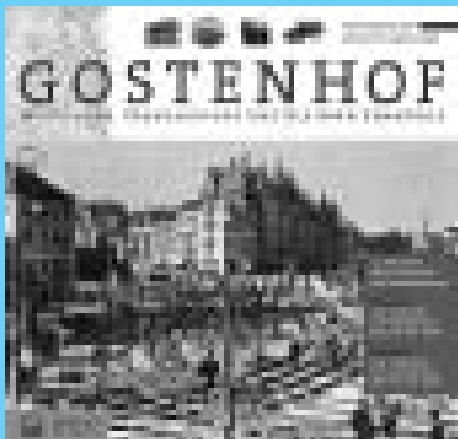
der Gegenwart aufgeschlossener zu machen, die Kluft zwischen dem Offiziösen und dem Menschlichen vertieft. Seine Aufgabe als Menschenführer wäre es gewesen, diese Kluft, diese Widersprüche zu überwinden. Wer wäre besser geeignet gewesen als Wojtyla, der Mensch, um das Menschliche in der Kirche dauerhaft sichtbar zu machen? Um dem Popanz die Tugenden Demut, Bescheidenheit, Rechtschaffenheit, Mitgefühl, die ja genauso urchristlich sind, abzuverlangen?

Am Ende, in seinen letzten Wochen und Tagen, hat er das am eindrucklichsten verwirklicht: In seinem Tod ist der Papst öffentlich zum Menschen geworden – und mit ihm seine Kirche. Das ist sein Erbe. Bleibt zu hoffen, dass der Vatikan es annimmt.

Oliver Bottini (40), in Nürnberg geboren, in München lebend, ist Autor und freiberuflicher Lektor. Er hat mehrere Sachbücher über Buddhismus geschrieben und 2004 seinen ersten Kriminalroman veröffentlicht, *Mord im Zeichen des Zen* (Deutscher Krimi-Preis 2005). Studium der Germanistik, Italianistik und Markt- und Werbepsychologie in München, Ausbildung zum Familien- und Wirtschaftsmediator, 1999 Literaturstipendium der Stadt München. Seit vielen Jahren beschäftigt er sich mit Kung Fu und Qi Gong.



Foto: Christian Haupt

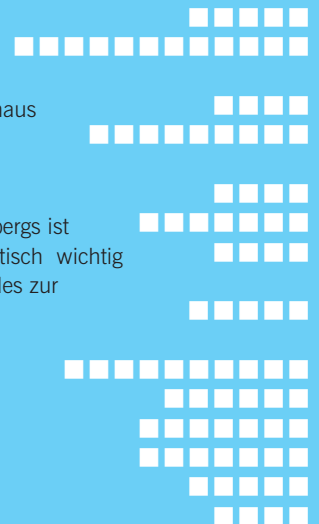


Wir verlosen dreimal das druckfrische Stadtteilbuch »Gostenhof«, das die Profis von »Geschichte für Alle e. V.« geschrieben und zusammengetragen haben. Ca. 180 Seiten mit 200 Farb- und Schwarzweißabbildungen versprechen tiefe Einblicke in ein Stück bewegte Stadt-Geschichte. (Mehr Infos unter www.geschichte-fuer-alle.de oder 0911 / 307 360)

Lösung bitte bis 31. Oktober 2005 per Post, Fax oder Mail ins Redaktionsbüro des Straßenkreuzer Glockenhofstr. 45, 90478 Nürnberg
 Fax 0911 / 431 86 71
 Mail: strassenkreuzer@t-online.de
 Viel Glück!

Das Kreuzerrätsel

1. Manch einer redet ihn, manche mögen ihn
2. zeitgenössischer Nürnberger Brunnen
3. Nürnberger nennen dieses Eck in der Fußgängerzone immer noch so wie das Schuhhaus
4. mittelalterliche Kaufmannsgilde
5. bis 1976 war hier eine Desinfektionsanstalt, daher heißt das Stadtteilzentrum einfach
6. ein Hochhaus, das fast ein Wahrzeichen Nürnbergs ist
7. im Haus nicht gerne gesehen, auf dem Schreibtisch wichtig
8. Hugo Kückelhaus ist der geistige Vater des Feldes zur Entfaltung der
9. dieser Jakob aus Fürth war viel gelesen in der Weimarer Republik
10. Fortbewegungsart zu Pferd
11. Jährlich endet seine Saison im Juni
12. der Silberrücken ist ein männlicher
13. Nürnberger Stadtteil: St. ...
14. es schlägt nie zu seiner Verteidigung



(Ö=OE; Ü=UE; ß=SS)

Die letzten Buchstaben ergeben von oben nach unten das Lösungswort!

Die Lösung des letzten Rätsels lautete »Hugenottenstadt« (Gwerch, Donau, Berg, Peterle, FCN, Lotto, Abort, Brett, Biene, Strassenbahn, Siemens, Stadtrat, Aha, Volksbad, Fett). Unter 150 (!!) Einsendern hatten Anneliese Deckelmann aus Zirndorf, Udo Reinfelder aus Nürnberg und Christoph Stürmer aus Ansbach das Glück, jeweils 2 Karten für die Comodie Fürth zu gewinnen. Herzlichen Glückwunsch!

Autor: **Norbert Weinzierl** – Unternehmer und ehrenamtlicher Mitarbeiter im Straßenkreuzer-Vertrieb

Straßenkreuzer – Das Sozialmagazin

Jahrgang 12 / Heft 4 / August 2005

Herausgeber:
Straßenkreuzer e.V.
Glockenhofstr. 45, 90478 Nürnberg
Tel. (0911) 459 76 36, Fax 431 86 71
e-mail: strassenkreuzer@t-online.de
www.strassenkreuzer-online.de
Vorstand: Peter Meusch, Norbert Kays,
Dieter Maly und Konrad Pfab

Der Straßenkreuzer ist Mitglied im
»Bundesverband soziale Straßen-
zeitungen e.V.«

Chefredakteurin: Ilse Weiß
Sprecher der ehrenamtlichen Redaktion:
Walter Grzesiek und Thomas Meiler

Redaktionelle Mitarbeit:
Philip Ardelt, Oliver Bottini, Sharon
Chaffin, Herbert Fuehr, Stefan Gnad,
Waldemar Graser, Karin Henjes,
Hiltrud Herbers, Mathias Junginger,
Christine Kammerer, Hans-Peter
Kastenhuber, Ulrike Löw, Emma Mayer,
Gabi Pfeiffer, Ulrike Pilz-Dertwinkel,
Martin Schano, Yasemin Tutav,
Günter Weiss

Fotos:
Stefan Gnad, Gerd Grimm,
Christian Haupt, Stefan Hippel,
Michael Jostmeier, Mathias Junginger,
Michael Matejka, Norbert Quatro,
Peter Roggenthin, Petra Simon,
Ilse Weiß, Hans-Joachim Winckler

Comic: Tobi
Zeichnungen: Roland Schirmer,
Irene Mayer
Rätsel: Norbert Weinzierl

Schreibwerkstatt:
Peter Aures, Klaus Dreitz, Emma Mayer,
Manfred Schenk, Martina Tischlinger,
Inge Tusjak, Ruth Veth, Kerstin Wieland

Manuskripte sind nach Absprache mit
der Redaktion willkommen.
Rücksendung nur gegen Rückporto.
Namentlich gekennzeichnete Artikel
geben nicht unbedingt die Meinung der
Redaktion wieder.

Gestaltung:
Gillitzer Werbeagentur
www.gillitzer.net

Druck:
Bollmann Druck GmbH,
R.-Diesel-Str. 3, 90513 Zirndorf
Auflage: 22.000

Vertrieb:
c/o Wärmestube, Köhnstraße 3,
Tel. 0911/431 98 23,
90478 Nürnberg
Ausgabestelle Domus:
Pirckheimerstr. 12
Ausgabestelle Fürth:
Wärmestube, Hirschenstr. 41

Mitarbeiter/-innen im Vertrieb:
Elisabeth Eigler, Erich Gabler, Walde-
mar Graser, Norbert Kays, Udo Kuznia,
Ilka-Maria Mertel, Heidemarie Müller,
Konrad Pfab, Johanna Rausch, Norbert
Weinzierl

Anzeigenannahme und -verwaltung:
Gillitzer Werbeagentur
Tel. (0911) 300 51 58, Fax 300 51 59
gillitzer@gillitzer.net
Großweidenmühlstr. 21,
90419 Nürnberg
Derzeit gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 11

Spendenkonto:
LIGA Spar- und Kreditgenossenschaft
eG, Kto.-Nr. 105 119 332,
BLZ 750 903 00
Bei Spenden bis 50 EUR genügt der
Überweisungsschein als Steuerbeleg.
Bitte weisen Sie darauf hin, wenn Ihre
Spende nicht veröffentlicht werden soll.

Verkaufspreis 1,60 EUR (davon 90 Cent
für die Verkäufer/-innen)

**Der nächste
Straßenkreuzer erscheint
am 18. November 2005.
Anzeigenschluss: 28.10. 2005**

Thomas Beyer AWO-Landesvorsitzender

1. Welche Frage würden Sie nie beantworten?

Frage 2.

2. Welche Entscheidung war bisher die schwierigste in Ihrem Leben?

Siehe Frage 1.

3. Was würden Sie tun, wenn Sie Macht über die Welt hätten?

Solidarität und Gerechtigkeit nicht nur Worte sein lassen.

4. Was würden Sie tun, wenn Sie noch sechs Wochen zu leben hätten?

Jede mögliche Minute in der freien Natur verbringen.

5. Was ist Ihr größter unerfüllter Wunsch?

Auf Willy Brandts Grabstein steht: »Man hat sich bemüht.« Dem im Leben gerecht geworden zu sein, wäre ein großer Wunsch.

6. Worüber haben Sie zuletzt herzlich gelacht?

Auf die Anmerkung des Straßenkreuzer-Reporters eben bei Frage 3, ob ich als Oppositionspolitiker im Landtag nicht Macht habe.

7. Wer ist Ihr/e Lieblingskünstler/in in der Region?

Der Maler Oskar Koller.

8. Welchen Buchtipp haben Sie für unsere Leser/innen?

»Erklärt Pereira« von Antonio Tabucchi. Der portugiesische Romanier erzählt die Geschichte eines feinen Feuilleton-Journalisten im Lissabon von 1938, der sein ganzes Leben unter einem totalitären Regime gelebt hat, bis zum Moment, da er sich

entscheidet, seiner Meinung freien Ausdruck zu geben... So vielschichtig und spannend, hab ich zwei Mal gelesen.

9. Wen schätzen sie als Politiker/in?

Die, denen ich glauben kann, sie hätten es auch in jedem anderen Beruf zu etwas gebracht.

10. Wofür würden Sie auf die Straße gehen?

Für die konkrete Aussicht auf eine gerechtere Welt.

11. Was würden Sie jemandem raten, der ganz unten ist?

Bleib dir deiner Würde bewusst.

12. Wer ist wirklich arm?

Wer keinen Blick hat für den Reichtum des Augenblicks.

13. Welche Frage würden Sie nie stellen?

Frage 1.

Dr. Thomas Beyer (42) ist seit einem Jahr Landesvorsitzender der Arbeiterwohlfahrt (AWO). Der in Fürth geborene Rechtsanwalt lebt mit seiner Frau in Henfenfeld bei Hersbruck. Er ist Fraktionssprecher der SPD im Kreistag Nürnberger Land und zugleich Landtagsabgeordneter. Beyer ist »eigentlich ein Fragebogen-Hasser«. Für den Straßenkreuzer macht er eine Ausnahme.

Foto: privat



Jochen Banzhaf hat von seinen bislang 67 Lebensjahren 46 in ganz Deutschland als Restaurantfachmann und Koch gearbeitet. Zuletzt sorgte der gebürtige Oberpfälzer im renommierten »Goldenen Posthorn« am Sebalder Platz dafür, dass der Service bestens klappt. Ein Anspruch, den er auch im Straßenkreuzer erfüllt. Unter dem Motto »Aus weniger mach mehr« serviert der Profi leckeres Essen, bei dem eine Prise Fantasie wichtiger ist als eine dicke Portion Euro!



FOTO: PETER ROGGENTHIN

Die Tatsachen:

Zucchini stammen aus Südamerika. Sie sind Kürbisfrüchte und sehr, sehr vielseitig zu verwenden. Es gibt entsprechend viele Rezepte. Trotzdem kommt nun der Jochen mit noch einem Rezept für die grünen Früchtchen. Dann muss es also was ganz Besonderes sein!

Das Rezept:

Zucchini, Zuchetti, Zucini!!! Mit Sahne-Kräuterquark

2 kg Zucchini	1,80 EUR
4 Eier	1,20 EUR
100 g geriebener Käse	0,35 EUR
500 g Quark (40 %)	0,35 EUR
200 g Sahne	0,39 EUR
Kräuter	0,50 EUR
Salz, Pfeffer, Paprika, Zwiebeln, Kondensmilch	0,30 EUR
Butter zum Braten	1,00 EUR

Gesamt: 5,89 EUR; bei vier Personen je 1,47 EUR

Los geht's:

Von den Zucchini den Blütenansatz wegschneiden, dann der Länge nach in 1/2 cm dünne Scheiben schneiden. Salzen und ein wenig mit Zitrone beträufeln. Dadurch wird Wasser entzogen. Nach 10 Min. auf Küchenpapier trockenlegen und in Mehl wenden. In der Zwischenzeit 3-4 Eier mit etwas Kondensmilch verquirlen, geriebenen Parmesan dazufügen und mit 2 EL Semmelbrösel abbinden. Mit etwas Pfeffer und Paprika würzen, salzen. Unter die Eimasse die Blätter von 3 Stangen Thymian geben. Dann die bemehlten Zuchinischeiben durch das Ei ziehen und bei mittlerer Hitze in geklärter Butter rausbraten. Fertig ist das Zucchini-schnitzel!

Wichtig: Nicht in Öl braten! Ei und Öl mögen sich nicht.

Dazu schmeckt ein Dip aus Kräuterquark mit Sahne. Dafür Kräuter nach Belieben – z. B. Schnittlauch, Petersilie – klein hacken und mit Quark und Sahne mischen. Falls Zwiebeln dazu sollen, dann die Zwiebeln erst glasig anbraten, da sie dann nicht mehr gären.

Guten Appetit wünscht Jochen!